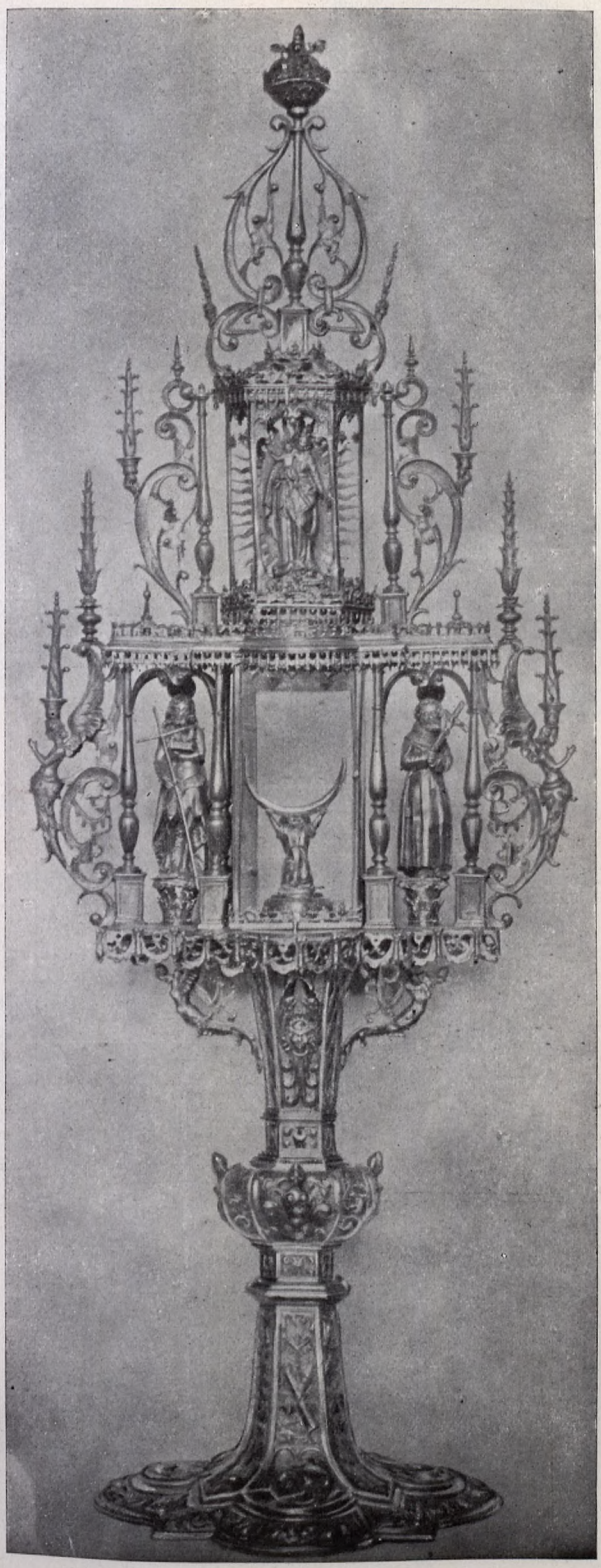
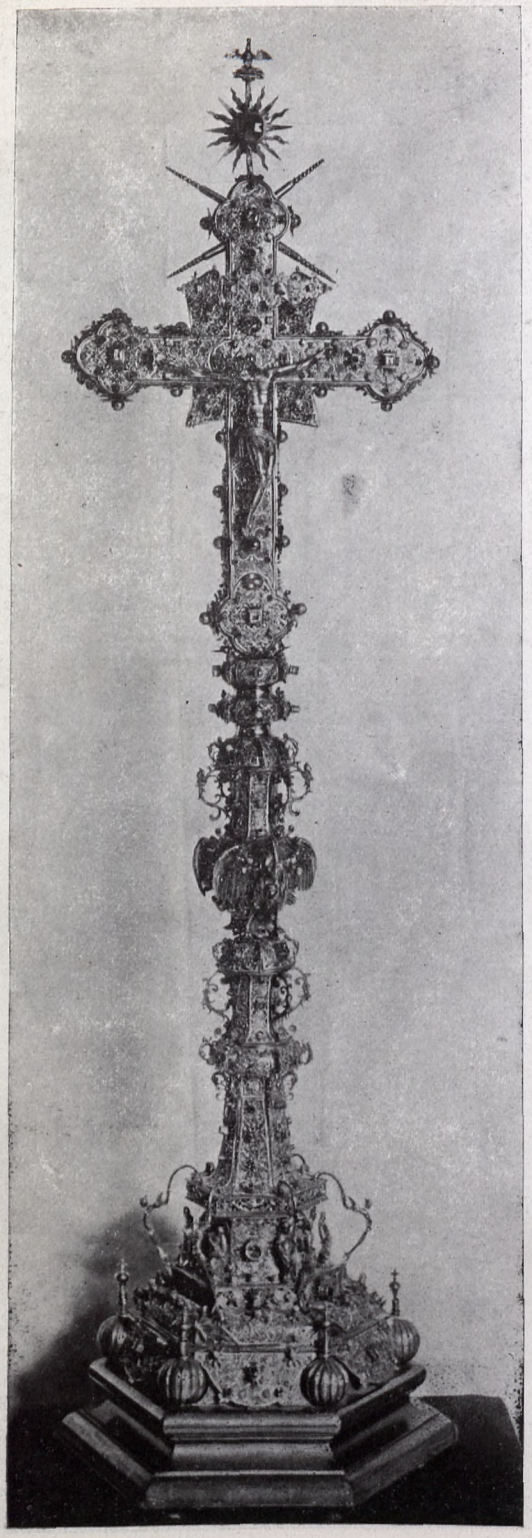


Monstranz von Hans Osterman, 1631 (Diözesanmuseum)

Aufnahme von Fr. Hein, Breslau



Altarkreuz von Fabian Nitsch, erstes Viertel des 17. Jahrhunderts (Domschatz)

Aufnahmen von Fr. Hein, Breslau

Kelch von Paul Nitsch, 1585 — 96
(Diözesanmuseum)

Madonna von Caspar Pfister, 1616
(Domschatz)

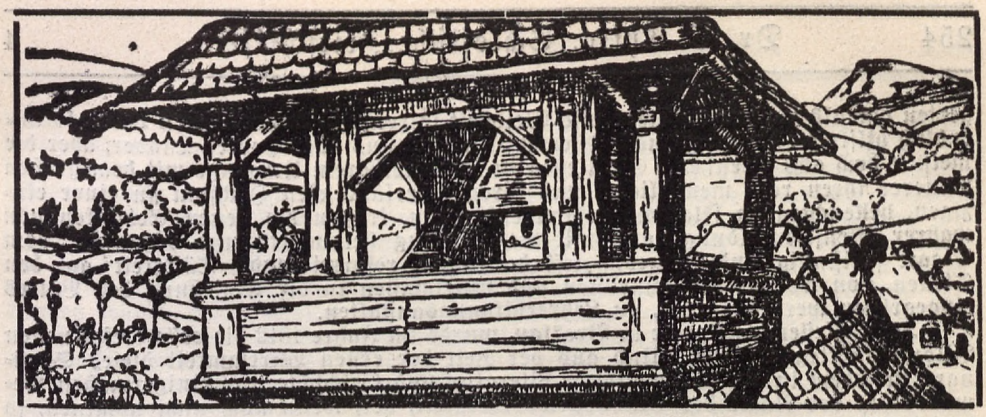
Lavaboschüssel mit Kanne von Paul Nitsch, 1595 (Domschatz) Aufnahmen von Fr. Hein, Breslau

Reliquiar der Hl. Dorothea, um 1430
Schles. Museum für Kunstgewerbe u. Altertum
Aufnahme des Museums

Reliquiar der Hl. Hedwig, der Kreuzkirche in Breslau gehörig
Aufnahme von Fr. Hein, Breslau

Kelch in der kath. Pfarrkirche Petri u. Pauli
Namslau, erste Hälfte des 15. Jahrhunderts
Aufnahme des Schles. Museums für Kunstgewerbe u. Altertum

Reliquienkapsel, um 1500 (Diözesanmuseum)
Aufnahme von Fr. Hein, Breslau



Schlesische Heimat-Blätter

Zeitschrift für Schlesische Kultur

Heft 10 — 2. Februarheft 1911

Beiträge zur Geschichte schlesischer Zeitschriften

Von Dr. E. Thilo.

I. Die Anfänge der pädagogischen Presse.

Die ersten schlesischen Schul- und Erziehungsblätter tauchen gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf. Wenn aber die Lebensfähigkeit aller Fachzeitschriften weniger von ihrem inneren Werte als von der Entwickelung des Standesbewußtseins der betreffenden Erwerbs- und Gesellschaftsklassen abhängt, so wird es selbstverständlich sein, daß auch den damals herausgegebenen periodischen Schriften pädagogischen Charakters kein langes Leben beschieden war. Die Lehrerschaft als solche repräsentierte ja dem Außenstehenden gegenüber nur ideell, nicht aber tatsächlich eine durch Interessen und in Gesinnungen verbundene Gemeinschaft. Von Standesbestrebungen war nichts zu spüren. Der einzelne rang mit den Beschwerden seines amtlichen und nichtamtlichen Lebens meist so bitterlich, daß ihm wohl nicht einmal der Gedanke an irgendwie förderlamen Zusammenschluß mit Gleichstrebenden durch den Sinn zog. Es lag das alles so abseits von dem, was täglich und stündlich nottat. Das alte Wort von der Kraft gebenden Einigkeit schien für diesen wie für andere mühselige und beladene Stände ganz in Vergessenheit geraten zu sein. Erst das soziale 19. Jahrhundert schuf hier erfreulichen Wandel.

Noch ehe aber unter den Lehrern das vergesellschaftlichende Moment recht wirksam wurde, noch ehe die Trustidee mit ihren Folgerungen in allen Köpfen und Händen Macht gewann und als natürlich-notwendiges Erzeugnis erschütternder Existenzkämpfe erkannt werden konnte, hatte etwas anderes erfolgreich vorgearbeitet. Es vollzog sich der berufliche Zusammenschluß aller mit der Jugenderziehung von Staat oder Gemeinde Beauftragten nämlich infolge einer veränderten, gleichmäßigen Vorbildung, und zwar schon am Anfang des 19. Jahrhunderts. Die Gründe für diese Systemänderung lagen auf politischem Gebiet. Die Not der Jahre 1806/07 zwang die verantwortlichen Stellen der staatlichen Leitung, die Ausbildung der Erzieher der Hauptmasse des Volkes nicht mehr dem Zufall oder dem guten Willen einzelner zu überlassen. Auf die Bildung und Erziehung des Volkes sollte ja die Gesundung und Erneuerung alles Lebens im Staate gegründet werden. Fichtes glühende Begeisterung hatte hier intuitiv das Richtige gefunden, und die kühle, verstandsmäßige Erwägung formte aus seinen Sätzen mit müheloser Konsequenz als das letzte Glied einer Gedankenkette die Forderung: Lehrerbildung. Scharen von Männern pil-

gerten damals zu dem an Liebe und Weisheit so reichen, im praktischen Leben so unendlich hilflosen Pestalozzi nach Ifferten, Männer aus aller Herren Länder, aber die meisten doch aus Preußen. Sie ließen in unmittelbarem Umgange mit dem großen Neuerer ihren rein menschlichen und ihren vaterländischen Hochsinn zu einer einzigen, helleuchtenden Flamme zusammenschlagen, trugen die neuen Gedanken von wahrer Menschenbildung dann mit Begeisterung heimwärts und begannen, vom Staate freisinnig und freigebig gefördert, ihre reformierende Tätigkeit an den Stellen, von wo aus am schnellsten und wirksamsten in die Erziehung des Volkes eingegriffen werden konnte, an Lehrerbildungsanstalten.

In Schlesien, und zwar in Breslau, wurde im Jahre 1812 die erste dieser neuen Bildungsstätten eröffnet. Und aus der Zeit der ersten Wirksamkeit dieses Seminars ist jedem in der pädagogischen Literatur und Geschichte nur einigermaßen Bewanderten der Name des Mannes wohlbekannt, der, wenn auch nicht nominell, so doch faktisch, die Seele der Anstalt gewesen und dadurch der intellektuelle Führer der schlesischen Lehrerschaft geworden ist: der Name Wilhelm Harnischs.

Dieser von hohen Idealen erfüllte Mann hat für die Geschichte der pädagogischen Presse Schlesiens doppelte Bedeutung. Zunächst hat er es verstanden, in den der Anstalt überwiesenen Zöglingen ein reges Standesgefühl und zugleich das Streben zu wecken, den Zusammenhang mit allen für gleiche Ziele Arbeitenden zu suchen und zu pflegen. Dadurch wurde zugleich das Verantwortlichkeitsgefühl der jungen Lehrer gestärkt, und der Staat hatte den Vorteil davon, wenn auch zugegeben werden soll, daß im Eifer der ersten Liebe hier zuweilen etwas zu viel geschah und manchem der ins Leben gestellten jungen Leute eine übertriebene Wertschätzung von seiner Tätigkeit wie von der Höhe der erklommenen Bildungsstufe eingeflößt worden sein mag. Harnisch war aber auch Herausgeber des ersten schlesischen Schulblattes von Bedeutung. Es kam vom Jahre 1814 an in monatlichen Heften heraus und hieß: „Der Schulrat an der Oder", vom 5. Hefte an: „Der Erziehungs- und Schulrat". Neben Harnisch war als Mitherausgeber genannt der Direktor des katholischen Schullehrerseminars, Domherr und Canonicus Dr. Daniel Krüger. Die Hauptlast der redaktionellen Tätigkeit ruhte aber auf Harnisch, wie er selbst in seinen Lebenserinnerungen*) erzählt und eine Durchsicht des Inhalts der Zeitschrift bestätigt. Immerhin ist das Zusammengehen und -arbeiten zweier so angesehener und doch konfessionell getrennter Männer besonders bemerkenswert, weil die gemeinsame Arbeit auf dem Gebiet des Unterrichts der Jugend lag, auf einem Felde also, das ja noch heut von beiden Seiten als eine wichtige Pflanz- und Pflegstätte für konfessionelle Unterscheidungslehren in Anspruch genommen wird. Es offenbart sich aber gerade hierin jener tiefe Ernst, mit dem man damals überall in Preußen an die Jugenderziehung ging, und mit dem man sich, wohl wissend, was auf dem Spiele stand, hinwegzusetzen wußte über die Kleinlichkeiten dogmatischer Differenzen. Noch in hohem Alter erschien dem tief religiösen, eifrig protestantischen Harnisch diese Vereinigung mit dem hochgestellten katholischen Geistlichen als etwas Wunderbares, auch aus dem Grunde, weil Krügers pädagogische Grundsätze in wesentlichen Stücken von den seinigen abgewichen wären, und weil auch sein eigenes feuriges Naturell, mit der Ruhe und Sicherheit des erfahrenen, schon bejahrten Mannes im Widerspruch gestanden hätte.

Die Zeitschrift gedieh aber trotz dieser nie verleugneten Gegensätze in den Anschauungen der beiden Herausgeber, denen sich übrigens bald noch eifrige Pestalozzianer aus den Bunzlauer Anstalten (Kawerau, Hennig) als Mitarbeiter anschlossen, ganz außerordentlich. Oder vielleicht sagen wir besser: sie gedieh infolge dieser Verschiedenheit, die ja Einseitigkeiten ausschloß und nach allen Richtungen hin anregend wirkte. Der „Schulrat" gewann Einfluß nicht allein bei Lehrern, sondern auch bei Geistlichen beider Konfessionen. Kirchliche Synoden nahmen zu seinen Gedanken und Forderungen Stellung und mehrere Regierungen (Liegnitz, Königsberg) wiesen empfehlend auf ihn hin. Harnisch erinnerte sich nach langen Jahren noch mit Freuden dieser Tatsachen und nennt das Blatt den „krähenden Hahn in der Volksschulwelt". Aufzuwecken die Schlafenden und Trägen, aufzurufen zu frischer Tätigkeit und zielbewußter Arbeit war ihr Ziel ja auch von vornherein gewesen. „Es

*) Mein Lebensmorgen. Nachgelass. Schrift von Wilh. Harnisch. Herausgegeben von H. E. Schmieder, Berl. 1865. S. 266—269.

wird jetzt so Vieles von einigen Staaten für Volksbildung getan", heißt es in der Ankündigung, „es ist Vieles zu hoffen, aber noch weit mehr zu tun, und diese Hoffnungen und diese Taten hängen größtenteils ab von gut gebildeten Schullehrern. Wir sind dazu berufen, in Verbindung mit mehreren anderen wackeren Männern, die Schullehrer zum Amte zu bilden; könnten wir ihnen nicht auch Gelegenheit geben, daß sie sich im Amte fortbildeten? Wie herrlich würde es sein, wenn wir auf diese Weise stets mit unsern Schülern in Verbindung ständen, wenn sie dadurch in ihrem Wirken und Streben selbst untereinander belebt und belebend verbunden wären, wenn endlich dadurch zunächst etwas zur Besserung des schlesischen und somit auch des deutschen Volksschulwesens geschähe! . . . Wir wünschen, wollen und hoffen, daß der „Schulrat" jeden dahin bringen soll, daß er sich selbst berate, selbst seine Lage genau ins Auge fasse und die besten Mittel zu seinem heiligen Zwecke wählen könne und wähle. . . Im preußischen Staate wird auf Verbesserung des Volksschulwesens seit 1808 vorzüglich gewirkt und viel Gutes und Großes getan. Hiervon wird der „Schulrat" zu sprechen Gelegenheit haben, da es weniger bekannt als für gut anerkannt ist. Doch wollen wir uns auch hier nicht vereinseitigen, sondern, da man Fortschritte des Lichtes und des Rechts in jedem Zeitalter und unter jedem Himmelsstriche erblickt, so wollen wir auch diese Strahlen auffangen und für uns zu benützen suchen. Durch solche Zusammenstellung der Wahrheitserscheinungen an verschiedenen Orten werden vorzüglich Stolz und Eigendünkel, die Erzfeinde aller Schulverbesserungen, zurückgedrängt, und auch der Träge wird oft aufgeschreckt aus seinem Schlafe, weil das Licht von allen Seiten in seine dunkle Wissens- und Willenskammer eindringt."

Diesen Zielen entsprechend, gestaltete sich der Inhalt der Zeitschrift sehr mannigfaltig. Sie enthielt Leitfäden für fast alle Zweige des Unterrichts, Aufsätze über Erziehungs- und Lehrgrundsätze wie über Schulorganisation und druckte wichtige Stücke aus alten und neuen pädagogischen Schriften ab, die sonst vielleicht nur schwer oder nie in die Hände vieler Lehrer gekommen wären. Sie kritisierte auch neu erschienene Schriften, legte die Finger auf wunde Verhältnisse und Erscheinungen des Schullebens und schilderte endlich zur Nachahmung und Anfeuerung Leben und Lehrweise tüchtiger Erzieher.

Den meisten Lesern wohl unerwartet, stellte sie ihm Jahre 1820 ihr Erscheinen wieder ein. Nicht aus äußeren Gründen. Die Zahl der Abonnenten war nicht klein, auch an Beiträgen fehlte es nicht. Was Harnisch bewog (Krüger war schon 1819 ausgetreten) von einer Fortführung des ihm selbst lieb gewordenen Werkes abzustehen, lag tiefer. Die Karlsbader Beschlüsse und die mit ihnen im Zusammenhange stehenden Zensurverschärfungen machten sich ihm in lästiger Weise geltend. „Die Herausgeber können nicht mehr die Gegenstände wählen, die sie wohl wählen möchten", gestand er im Schlußwort des letzten Heftes freimütig ein. Das hieß doch nur: Der Zensor verhindert die Besprechung von Mißständen im Volksschulwesen, auf die hinzuweisen die Zeitschrift sich stets zur Aufgabe gemacht hatte. Dazu kam noch, daß, wie Harnisch bemerkt haben wollte, die Leser sich immer mehr daran gewöhnten, das Blatt zu lesen, ohne nach seinen Ratschlägen zu handeln. Er entnahm daraus, daß es nicht mehr die Kraft besaß, Leben zu erzeugen, und mochte es daher nicht weiter fortsetzen. Der Vorzug der bloßen Gangbarkeit im Buchhandel bedeutete für ihn nichts, wenn Wahrhaftigkeit und Idealismus dabei zu leiden hatten.

So hörte also der „Schulrat" nach mehr als sechsjährigem Bestehen zu erscheinen auf, sicher zum Bedauern vieler Lehrer, und, dürfen wir hinzufügen, auch zu unserem Bedauern. Gerade dies Blatt ist in seiner jugendlichen Frische und Begeisterung, mit seinem Ernst und seiner Unerschrockenheit ein kulturhistorisches Denkmal jener frühlingsfrohen Wartezeiten, das neben Diesterwegs Rheinischen Blättern heut noch mit Ehren genannt werden darf. Es hat lange keinen Nachfolger, geschweige denn einen Ersatz gefunden.

Erst im Jahre 1831 gaben Superintendent Handel und Rektor Christ. Gottlieb Scholz, beide in Neisse, wieder eine für Schlesien berechnete pädagogische Zeitschrift heraus. Sie führte den Titel: „Der Schulbote oder Pädagogische Hand- und Taschenbibliothek für Eltern, Lehrer und Erzieher" und hatte 4 Abteilungen, die, wenn sie auch nicht einzeln zu beziehen waren, selbstständig paginiert nebeneinander herliefen. Die erste enthielt „Allgemeine Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts", in der zweiten wurden spezielle methodische Fragen besprochen, die dritte

trug den Untertitel „Pädagogisches Allerlei", und in der vierten wurde über die Neuerscheinungen der Fachliteratur berichtet. Die Herausgeber, von denen Scholz in der Geschichte des schlesischen Schulwesens später noch eine große Rolle gespielt hat, wollten durch diese eigenartige Einrichtung ihres Blattes einem Uebelstande abhelfen, der in allen andern pädagogischen Zeitschriften hervortrat, dem nämlich, daß Abhandlungen, Lehrwege, Bücherbeurteilungen und allerhand Notizen bunt durcheinander standen und dadurch eine bloße Materialsammlung ohne leitende und ordnende Gedanken geboten wurde.

Es ist für uns heut ohne Bedeutung, ob auch andere ein solches Konglomerat als etwas der Verbesserung Bedürftiges empfunden haben oder nicht. Jedenfalls war der „Schulbote" der Lehrerschaft sehr willkommen. Die „Kinderseelenlehre" von Handel, die sich neben Herbart und Benecke Anerkennung errang, und die „Methodik des Muttersprach-Unterrichts" von Scholz, der ein Diesterweg seinen Beifall nicht versagt hat,*) waren die bedeutendsten Arbeiten in der ersten Abteilung. Unter den Mitarbeitern der zweiten begegnen wir den bekanntesten Namen aus der damaligen schlesischen Lehrerwelt: Hinke aus Goldberg, Wander aus Hirschberg, Sobolewsky aus Breslau, Dr. Müller aus Glatz und vielen anderen. In der dritten Abteilung der Zeitschrift konnten alle mit dem Schulbetrieb zusammenhängenden Fragen, soweit es der obrigkeitliche Begutachter gestattete, ungehindert erörtert werden. Sie wurde von den schlesischen Lehrern eifrig benützt und von Scholz später zur Grundlage der „Schlesischen Schullehrerzeitung" gemacht. Der „Schulbote" erschien während der 11 Jahre von 1831—1842.

Innerhalb dieses Zeitraumes tauchte noch eine andere pädagogische schlesische Zeitschrift auf. 1833—1835 gab der Nachfolger Harnischs, der Seminaroberlehrer Joh. Gottfried Hientzsch, in Breslau ein „Wochenblatt für das Volksschulwesen" heraus. Dies Blatt erfreute sich aber nicht so großer Verbreitung und Wertschätzung unter den schlesischen Lehrern wie der „Schulbote". Vielleicht deshalb nicht, weil ihm eine gewisse Farblosigkeit und Unentschiedenheit eignete, vielleicht auch deswegen nicht, weil es nach Hientzschs Uebersiedelung nach Potsdam von einem Geistlichen, dem Senior Joh. Christ. Gottlieb Berndt von Maria Magdalena, allein redigiert wurde. Man witterte wohl Bevormundung. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß sowohl Hientzsch wie Berndt das Hauptgewicht nicht auf die eigentliche Praxis des Unterrichts legten, sondern daß sie durch Ausschnitte aus der Geschichte, besonders der der schlesischen Schulen und einzelner Unterrichtsfächer, zu einem Verständnis der Gegenwart und dadurch zu bewußtem Vorwärtsstreben zu verhelfen suchten. Von solchen historisches Material bietenden Artikeln seien erwähnt: Kurze Geschichte des deutschen Volksschulwesens, Zur Geschichte des Volksschulwesens der Oberlausitz, Die Schulen in Lübben sonst und jetzt, Philipp Jakob Spener, Geschichte der Entstehung und Fortbildung des Königlichen Waisenhauses in Bunzlau, Valentin Ickelsamer, Zum Andenken an Dr. Daniel Krüger, Geschichte des Taubstummenunterrichts. Weder der „Schulrat an der Oder" noch der „Schulbote" hatten die Gegenwart historisch verstehen zu lehren versucht. In anderer Beziehung, besonders an Bedeutung als Fachzeitschrift, konnte sich aber das Hientzsch'sche Wochenblatt mit diesen beiden Vorgängern nicht messen. Eher ließen sich Aehnlichkeiten zwischen ihm und den *vor* dem „Schulrat" erschienenen pädagogischen Blättern auffinden.

Wir nannten oben den „Schulrat" das erste schlesische Schulblatt von Bedeutung, und gaben mit dieser Einschränkung zugleich ein Urteil über seine Vorläufer. Es ist diesen Blättern gemeinsam, daß sie, wie schon erwähnt, unter dem Mangel an Standesgefühl und Zusammenschluß der Lehrer zu leiden hatten und, wenn man von andern Ursachen absieht, infolge ungenügender Teilnahme bald wieder zu erscheinen aufhören mußten. Es waren gut gemeinte Bemühungen einzelner, die die Spuren der Vergänglichkeit und Unwirksamkeit von Anfang an sichtbar mit sich trugen. Das kulturell wichtige Moment bei solch periodischen Schriften ist ja nie in der schlichten Tatsache ihrer Existenz allein, sondern wesentlich in der Dauer, Tiefe und Weite ihres Einflusses zu finden. Und gerade damit war es hier schlimm bestellt.

---

*) Diese Angaben aus Scholz' Selbstbiographie: Meine Erlebnisse als Schulmann. Breslau 1861. S. 143—145.

1797—1799 erschien in Jauer, herausgegeben von dem Lehrer Scholz in Neudorf bei Reichenbach in monatlichen Heften „Das Erziehungsblatt". Es enthielt, wie der langatmige Beititel angab, „eine Sammlung aus den besten Erziehungsschriften für gut gesinnte und rechtschaffene Eltern, besonders auf dem Lande, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt", und war „zu gemeinnütziger Bekanntmachung und Förderung gewidmet allen Schul- und Kinderfreunden, die eine bessere Erziehung der Kinder wünschten". Nach einer Notiz in der Literarischen Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern 1797 (S. 124) scheint es auch von Bauern und Handwerkern gelesen worden zu sein. Seine Hauptabnehmer werden wohl aber Landlehrer und Landgeistliche gewesen sein. In Wirklichkeit waren doch gerade unter den Beschwerden des Bauernlebens Leselust und -fertigkeit auf ein ganz Geringes zusammengeschrumpft. Bibel, Gesangbuch, Kalender — viel mehr als diese alten deutschen Geistesrequisiten wird sich da auf dem Bücherbrett über der Tür der Wohnstube selten gefunden haben. Ein herzlicher Nachruf für den jung gestorbenen Herausgeber Scholz, der sein Leben bei karg zugemessenen Kräften ganz der geistigen und sittlichen Hebung des Landvolkes gewidmet hatte, 1) gibt uns aber auch Zeugnis, daß das „Erziehungsblatt" über den eng begrenzten Wirkungskreis seines Begründers hinaus sich Beachtung erworben hatte. Genaueres über die Art und Weise, in der Scholz erziehlich und aufklärend wirken wollte, vermögen wir heute leider nicht mehr festzustellen, weil ein Exemplar oder auch nur eine Nummer der Zeitschrift nirgends mehr einzusehen war. Es ist das um so bedauerlicher, als gerade dies Blatt den engen Zusammenhang deutlich macht, der zwischen den moralischen Wochenschriften und den Anfängen besonderer pädagogischer Blätter 2) besteht. Liegt doch die Tendenz der moralischen Wochenschriften viel weniger in dem Bemühen, Unterhaltungsstoff zu bieten oder intellektuell zu fördern, als in dem Wunsch, durch Lehre, Beispiel und Gegenbeispiel den Willen zu beeinflussen. Daß man sich dabei häufig Illusionen hingab, daß man sich auch in den Mitteln oft vergriff, daß man zuweilen, merkwürdig genug, niedrige Stufen der moralischen Entwickelung für Vollendung nahm: alles das tut nichts zur Sache. Die innere Verwandtschaft dieser Art Blätter mit den pädagogischen Fachzeitschriften ist vorhanden. Und sie wird bei dem „Erziehungsblatt" auch äußerlich kenntlich dadurch, daß es sich als Begleitblatt, gewissermaßen als zweiter Teil eines moralischen Wochenblättchens präsentierte, nämlich der „Neuen Monatsschrift zum Nutzen und Vergnügen für die erwachsene Schuljugend und andere junge Leute, besonders auf dem Lande".

Zahlreiche Auszüge aus Schriften erfahrener Pädagogen wie Rochow, Salzmann, Campe, Niemeyer, Zerenner u. a. brachte auch das „Magazin für Landschullehrer", das 1799 in Striegau, 1800 in Liegnitz und 1801 in Görlitz herauskam. Der Herausgeber, augenscheinlich ein Geistlicher, war nicht genannt. Er muß wohl ein sehr vorsichtiger Herr gewesen sein: nur so viele Exemplare wollte er drucken lassen, als sich Subskribenten melden würden. Durch den Buchhandel war das Blatt überhaupt nicht zu bekommen. Monatlich erschien ein Heft. Drei Hefte bildeten einen Band. Im zweiten Jahr ihres Bestehens wurde aus der Monats- eine Vierteljahrsschrift, im dritten Jahre führte sie neben dem alten den neuen Namen: „Bibliothek für Lehrer in Bürger- und Landschulen". Eine größere Verbreitung wurde damit wohl nur als erwünscht ausgedrückt: im fünften Bande fand sich die Bemerkung, daß die Auflage nur klein wäre. Neben methodischen Aufsätzen, die zum größten Teile dem Religionsunterricht entnommen waren, wurde eine Menge Lehrstoff geboten: Naturgeschichtliches, lehrreiche Geschichten, Sprichwörter, Formularentwürfe für die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Lebens usw. Eine mit dem Helferdienst der Lehrer an Kirchen zusammenhängende Besonderheit bildeten die „Anfänge zu Lebensläufen". Es sollte damit denen, die die von der Kanzel zu verlesenden Lebensschicksale Verstorbener anzufertigen hatten, eine Handreichung geboten werden für die Fälle, in denen sie um allgemeine Einleitungsgedanken verlegen waren. Wir können uns heut eines Lächelns beim Lesen dieser von Weisheit triefenden, im Schwulst erstickenden Gebilde nicht enthalten. Sie passen so gar nicht zu dem Wesen des schlichten Dorfschulmeisters, so gar nicht zu dem Auffassungsvermögen der bäuerlichen Zuhörer. Sicherlich aber sind sie seinerzeit viel verwendet und — bewundert

1) Lit. Beil. d. Schles. Prov.-Bl. 1801, S. 256.

2) Osk. Lehmann, Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. als pädagogische Reformschriften. Lpz. 1893.

worden. Daß der Herausgeber einen beträchtlichen Prozentsatz seiner Leser freilich so niedrig einschätzte, daß er ihm derartige Eselsbrücken zu bauen sich für berechtigt hielt, steht doch in eigentümlichem Gegensatz zu den meisten sonstigen Aufsätzen. Vorzüglich die vom fünften Bande an einsetzenden Verarbeitungen mehrerer Quellenschriften zu einem geschlossenen Ganzen erforderten zu ihrer Aneignung eine nicht gerade von jedem zu bewältigende geistige Mitarbeit. Vielleicht gab auch hier, wie so oft bei Veranstaltungen, die einem größeren Kreise gelten, der Gedanke möglichster Vielseitigkeit im Interesse eines erhöhten Absatzes den Ausschlag.

Aehnliche Zwecke wie dieses „Magazin für Landschullehrer" verfolgte die mit Genehmigung der fürstbischöflichen Schulkommission in Breslau von dem Stadtpfarrer und Schuleninspektor Kieslich zu Schönau a. K. von 1803 an herausgegebene und in Breslau verlegte „Schullehrer-Bibliothek". Sie wollte speziell den katholischen Lehrern Schlesiens bei Unterricht und Erziehung behilflich sein. (Zum ersten Mal tritt uns hier eine Betonung des Konfessionellen in der pädagogischen Presse entgegen. Das Blatt wurde, um sein Ziel ganz erreichen zu können, unentgeltlich abgegeben. Diese Freigebigkeit hatte aber einen besonderen Beigeschmack. Es machte sich nämlich in der Auswahl der Aufsatzthemen wie in ihrem Tone das stolze Bewußtsein des geistig und gesellschaftlich Höherstehenden, mit der Beaufsichtigung Betrauten deutlich spürbar. Pfarrer Kieslich war ein Mann, dem das Herz warm für die ihm unterstellten Schulen schlug. Er hat sich auch ein bleibendes Denkmal durch Stiftung einer Witwen- und Waisenkasse gesetzt. Aber man hat beim Lesen des Journals doch beständig den Untergedanken: Hier schreibt nicht ein Mann, der nur den anderen dienen, sondern einer, der seinen oder der Kirche Einfluß befestigen und verstärken möchte. Neben Artikeln wie „Von dem Nutzen, den ein Landschullehrer stiften und von dem Verdienste, welches er sich daher erwerben kann" und „Was für Eigenschaften muß ein guter Lehrer in niederen Schulen haben?" und ähnlichen standen Erörterungen methodischer Einzelheiten und Beispiele aus der Praxis. Der Erfolg scheint sich aber nicht in der erhofften Stärke eingestellt zu haben. Der Herausgeber wurde lässig in der Zusammenstellung weiterer Hefte, lange Pausen traten ein, und 1806 hörte das Blatt zu erscheinen auf. Vielleicht trug auch die Ungunst der Zeit etwas zu seinem schnellen Ende bei.*)

Ueberblicken wir zum Schluß noch einmal die Reihe der Zeitschriften, die wir hier kurz zu charakterisieren versuchten, so tritt sogleich ein ihnen allen gemeinsames Merkmal hervor: sie beschäftigen sich alle mit der unterrichtlichen und erziehlichen Tätigkeit des Lehrers, sei's in, sei's außer der Schule. Sie bieten ihm zum Teil auch positives Material zur Erzielung besserer Resultate seiner Arbeit, gehen aber fast alle, nur der „Schulrat an der Oder" macht hiervon eine bescheidene Ausnahme, an sehr wichtigen Dingen still oder blind vorüber: an der Frage einer besseren Besoldung der Lehrer und an der der Emanzipation der Schule von dem Einflusse der Kirche. Und gerade deswegen durften wir sie, trotz mancher vortrefflichen Leistung im einzelnen, doch auch mit einer gewissen inneren, von dem temporären Faktor unabhängigen Berechtigung als die *Anfänge* der pädagogischen Presse Schlesiens bezeichnen. Erst die „Schlesische Schullehrerzeitung" (1843—1853), der „Neue schlesische Schulbote" (1860—1868), die „Schlesische Volksschulzeitung" (1846 bis 1851), der „Pädagogische Volksfreund" (1843—1844), und Wanders „Pädagogischer Wächter" (1849—1852) traten in die Kämpfe um diese Dinge mit Bewußtsein und Schärfe ein.

Daß aber in all diesen Blättern die Blicke der Volksschullehrer von der häuslichen und beruflichen Misere abgelenkt, die Pflege des Idealen in den Vordergrund geschoben und dies Moment dadurch zu einer Forderung gemacht wurde, die im wirklichen Leben von den Lehrern vor allen anderen zu erfüllen wäre: darin erweist sich wieder jener schöne Zug des deutschen Charakters, der immer dann und immer dort, wo es sich um die Erfüllung der Pflicht, um die Erreichung eines heiligen Zieles handelt, die Bedürfnisse des realen Lebens mit Selbstverständlichkeit übersehen und beiseite stellen läßt. Und in dieser Hinsicht ordnen sich die Anfänge der pädagogischen Presse unserer Heimatprovinz als bescheidene Glieder in die großen Offenbarungen deutschen Wesens, deutscher Kraft und deutscher Treue ein, die unser Volk auf die Höhe gehoben haben, auf der es heute steht.

*) Eine ausgesprochene katholische Schulzeitung erschien erst wieder in den Jahren 1839—1848 unter dem Titel „Der katholische Jugendbildner", und zwar in Breslau.

Kirchliche Goldschmiedearbeiten der Renaissance in Schlesien

Von Dr. Otfried Schwarzer.

Wer die kunstgewerblichen Sammlungen Deutschlands durchwandert, gewinnt von der Goldschmiedekunst der Renaissance den Eindruck eines durchaus für den Laienbedarf arbeitenden Gewerbes. Im wesentlichen wird dieser Eindruck den Tatsachen entsprechen. Aber wie wenig ist von kirchlichen Goldschmiedearbeiten dieser Zeit überhaupt bekannt. In Schlesien hat die Renaissance grade der Kirche ihr Bestes gegeben und auch anderswo — ich erinnere an die Werke Eisenhoits in Westfalen — hat die Kirchenkunst damals unerreichte Leistungen zu verzeichnen. Die Arbeit für die Kirche gab dem Goldschmied den kräftigsten Ansporn, etwas Außergewöhnliches zu schaffen. Die besondere Weihe des Gegenstandes, reiche Mittel und die Möglichkeit, seine Aufträge unberührt von der Hast des Schaffens für den großen Markt ausführen zu können, das waren Momente, die noch im Zeitalter des Barock die kirchliche Goldschmiedekunst mit einem besonderen Glanz umgeben.

Denn die deutsche Goldschmiedekunst begann jetzt, in Breslau nicht minder wie in Augsburg und Nürnberg, sich zur Massenproduzentin für einen weiten Markt zu entwickeln. Es war das gangbare Gerät für das Laienhaus, das der Arbeit des Goldschmieds trotz der zahlreichen künstlerisch bedeutsamen Leistungen die Richtung gab. So wurde auch in Breslau seit 1565 nicht mehr der Kelch als Meisterstück gefordert, sondern statt dessen auch ein Gefäß für den Laienbedarf gestattet. Die Einführung der Stempelung für Silberarbeiten und des Meisterzeichens um dieselbe Zeit ist eine weitere Folge des Anwachsens der Arbeit für Laienkreise. Der Wettkampf der Werkstätten um die Gunst einer Kundschaft von steigenden Ansprüchen und geläutertem Geschmack erzeugte jene meisterhafte Technik des Treibwerks, des raffiniert fein gegossenen Kleinornaments, der harmonischen Verschmelzung von Metall, Email und Steinen im Schmuckwerk, die für die Renaissance typisch ist. Solche Leistungen wären undenkbar ohne eine Arbeitsteilung, wie sie den Werkstätten der Gotik noch fremd war. Besonderen Adel verlieh dem Goldschmied nun die Mitarbeit des Künstlers durch Entwürfe für Gefäße, Schmuckstücke und Ornamentmuster. Die Gefahr, die hierin für die schöpferische Eigenart des Ausführenden lag, kam zunächst nicht zur Geltung. Doch zurück zur kirchlichen Goldschmiedekunst.

Der Domschatz zu Breslau, an Kostbarkeit und Kunstwert seiner Bestände von wenigen kirchlichen Sammlungen Deutschlands erreicht, umschließt auch die bedeutendsten Schöpfungen kirchlicher Goldschmiedekunst der Renaissance in Schlesien. Dazu tritt mit wertvollen und interessanten Stücken das Diözesanmuseum. In der Provinz befinden sich vor allem in den Kirchen zu Neisse und Ratibor schöne Arbeiten dieser Zeit. Kelche der Renaissance sind auch anderwärts keine seltene Erscheinung. Alle diese Arbeiten sind vorwiegend Erzeugnisse Breslauer Werkstätten, neben denen sich die Meister von Neisse durch besondere Produktivität auszeichnen. Einiges stammt auch aus Augsburg, Leipzig und Olmütz.

In der Blütezeit der Renaissance waren die Verhältnisse dem Gedeihen der kirchlichen Kunst wenig günstig. Das erste Aufleuchten der neuen Kunstbewegung ist aber gerade am Gerät der Kirchen für uns am deutlichsten erkennbar. Die Goldschmiedekunst fand in dieser Uebergangszeit kunstsinnige Förderer in Bischöfen und Mitgliedern des Domkapitels, so in Bischof Johann Roth und seinem Nachfolger Johann Thurzo, den Kanonikern Stanislaus Sauer, Joh. Hoffmann u. a. Es sei hier nochmals an die schönen Kelche mit ungarischem Drahtemail im Domschatz erinnert, die zumteil von den letztgenannten gestiftet sind. Sie tragen im Dekor, vor allem in den durchbrochenen Friesen des Fußes, deutliche Merkmale der anbrechenden neuen Kunstepoche. Kelche mit eigenartiger Mischung von gotischen und Renaissancemotiven finden sich u. a. auch in der Elisabethkirche zu Breslau und in der Marienkirche zu Patschkau. Der Goldschmied brachte die neuen Motive zunächst im Dekor. Wie sorglos er mitunter die Eigenart des neuen Geschmackes mit den überlieferten Formen zu verschmelzen suchte, zeigt ein eigenartig ausgestatteter Kelch Breslauer Herkunft aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in der Johanniskirche zu Ratibor, an welchem Medaillons mit römischen Portraitköpfen seltsam mit dem traditionellen spätgotischen Astwerk kontrastieren. Der gotische Typus der Kelche und Monstranzen und noch mehr der

Kreuze war noch bis in die beginnende Barockzeit nichts Seltenes, sei es, daß hier ein einfaches Fortleben altüberlieferter Formen vorliegt oder — wie augenscheinlich oft — ein archaisierendes Streben, ein bewußtes Zurückgreifen auf die alten durch kirchliche Tradition geheiligten Typen. So kennen wir von dem klassischen Renaissancemeister Paul Nitsch einen Kelch von durchaus gotischem Gepräge [1]) und selbst bei dem bedeutendsten Meister des Barock, Christian Mentzel d. Ae., im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts finden wir noch gotisierende Elemente. Derber als an jenen Kelchen sind die frühen Renaissanceornamente eines von Bischof Thurzo gestifteten Reliquenaltärchens im Domschatz (1511), das auch in den Einzelformen, dem mit Vasen und Kugelknöpfen verzierten Rundbogen der Bekrönung und den fackelhaltenden Putten, die das Wappen des Bischofs flankieren, den neuen Stil nicht verleugnet. Putten und Delphine bilden auch die Schildhalter an den überaus zierlichen Baldachinen zweier Regentenstäbe der Frührenaissance im Domschatz (aus der Kreuzkirche). Im Diözesanmuseum ist die Frührenaissance durch ein Reliquenkreuz aus Sprottau aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts vertreten. Frühe Renaissanceornamente in Gravierung tragen auch zwei allerdings 1577 datierte Reliquenkreuze in der Peter- und Paulkirche zu Neisse. Eines der schönsten Werke dieser Uebergangszeit, lustig und keck noch ganz in gotischer Art mit Pfeilern, Spitzbogen, Fialen und Heiligenfigürchen entworfen, aber in glücklicher Eigenart gotisches Astwerk und Fischblasenornament mit zierlichsten Renaissanceformen mischend, eine Monstranz in Heinrichswaldau bei Frankenstein, ist leider durch spätere Zutaten verdorben. Das für eine Dorfkirche ungewöhnlich reiche Stück stammt wahrscheinlich aus dem Kirchensilber des Klosters Kamenz. Aehnlich zeigt sich der Einfluß der Renaissance an einem Reliquiar in Form einer gotischen Architekturmonstranz in der ehemaligen Klosterkirche zu Grüssau (1524). Alle die genannten Werke sind anonym. Von einem Reliquienkreuz dieser Zeit jedoch in der Marienkirche in Neisse können wir annehmen, daß es der Werkstatt Oswald Rothes entstammt, eines Breslauer Meisters, dessen übrige Arbeiten, zwei Kelche in der Elisabethkirche zu Breslau [2]) und in der Katharinenkirche zu Guhrau, wie auch die in einem früheren Aufsatz erwähnte schöne Monstranz zu Glogau [3]), noch tiefer im Empfinden der Gotik wurzeln.

In den Frühling der kirchlichen Renaissance fiel die religiöse Erregung der Reformation wie ein ertötender Frost. Was gab die puritanische Leidenschaft des Glaubenskampfes auf kunstvolles Kirchengerät, dessen man kaum noch bedurfte. Der protestantische Ritus begnügte sich mit dem Kelch als einzigem Gerät, wofür edles Metall nicht zu kostbar schien, während silberne Abendmahlskannen und Hostienbüchsen erst später in protestantischen KirchenEingang fanden (z. B. in Brieg und den beiden alten Pfarrkirchen in Breslau). Als dann in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts die wieder erstarkende katholische Kirche die Kunst in bewußter Absicht in ihre Dienste zog, hatte inzwischen die Formenwelt der Hochrenaissance in die Werkstatt des Goldschmieds ihren Einzug gehalten.

Seit der Mitte des Jahrhunderts können wir das Durchdringen der typischen Formen und Ornamente der Renaissance an zahlreichen Kelchen deutlich verfolgen. Die harmonische Schönheit der Umrißlinie wird zum Gesetz. Alles Harte, Eckige löst sich in gefällige Rundung auf. Die strenge Sechspaßgliederung, die scharfe Profilierung des Fußes ordnet sich der flüssigen Silhouettenwirkung unter, der kantige Nodus wölbt sich zur Birnenform, die Kuppa rundet sich voller nach unten und erhält oft eine elegante Einziehung der oberen Wandung, das Ganze ein Bild des organisch Gewachsenen gegenüber der verstandesmäßigen Konstruktion gotischer Kelche. Die untere Hälfte der Kuppa umgibt meist plastisches Ornament, Knauf und Fuß werden gern getrieben. Reifes Renaissanceornament, Rollwerk, Arabesken, Fruchtgehänge, verdrängen das spezifisch kirchliche Ranken- und Maßwerk der Gotik. Ganz aus dem Geiste der Renaissance geboren sind jene geflügelten Engelsköpfchen, die schon an Kelchen der Frührenaissance die Roteln des Knaufs ersetzen und an späteren Arbeiten zwischen Rollwerk und Früchtebündeln hervorschauen ein Motiv, an dem selbst das gezierte Rococo noch seine Freude fand.

[1]) Siehe Abbildung.
[2]) Abgeb. b. Hintze, Breslauer Goldschmiede, S. 3.
[3]) Ebenda, S. 145.

Hervorgehoben seien zwei goldene Kelche der Spätrenaissance im Domschatz, deren Reiz in wunderbar feinen Darstellungen in transluzidem Email besteht, der eine von dem Domherrn Christ. v. Strachwitz, der andere von Weihbischof Balth. Liesch v. Haman gestiftet.

Die höchste Blüte kirchlicher Goldschmiedekunst in Schlesien knüpft sich an die Namen der Breslauer Meister Paul und Fabian Nitsch, Vater und Sohn. Die hohe Kunst hat in Schlesien kein eigenwüchsiges Werk geschaffen, das mit der südwestdeutschen Renaissance einen Vergleich aufnehmen könnte. Die führenden Künstler wirkten hier in den Arbeitsstätten der Kleinkunst. Ihre Leistungen aber stehen ebenbürtig neben denen westdeutscher Goloschmiede und berechtigen uns wohl, von einer schlesischen Renaissance zu sprechen. Man mag in solcher Versenkung in das Gewerbliche den Verfall der großen Kunst sehen, diese glänzenden Werke sind doch Gipfelpunkte, typische Leistungen der Kunst ihrer Zeit, die eben hier im Osten tiefer im Handwerk wurzeln blieb — nicht zu dessen Schaden — als in den süd- und westdeutschen Städten, in denen der befreiende Hauch welschen Künstlertums lebendiger empfunden ward. Es war die Zeit, als die katholische Kirche ihren Einfluß mit zäher Kraft wieder auszubreiten begann. Auch die Zaubermacht eines glanzvollen Ritus mußte mit dazu dienen, die zerstreute Heerde von neuem zu sammeln und an das Gotteshaus zu fesseln. Das Kunstgewerbe, damals auf der Höhe seiner künstlerischen und technischen Entwickelung, trat wieder in den Dienst der Kirche, die mit reichen Mitteln nicht kargte. So erklärt es sich, daß die herrlichsten Schöpfungen schlesischer Renaissancegoldschmiedekunst die Altäre der Breslauer Kathedrale schmücken. Vor allem erwies sich Bischof Andreas Jerin (1585—96) als Gönner der Goldschmiedekunst. Auch das Domkapitel blieb mit reichen Stiftungen nicht zurück.

Der Hochaltar, den Bischof Jerin errichten ließ, erhielt seinen eindrucksvollsten Schmuck durch eine große, in Silber gegossene Figurengruppe, den Gekreuzigten mit Maria und Johannes dem Evangelisten, umgeben von Johannes dem Täufer und den Heiligen Vincentius Levita, Andreas und Hedwig. In diesen prachtvoll gearbeiteten Figuren schuf Paul Nitsch (1573—1609) ein Meisterwerk, das allein ihn in die erste Reihe deutscher Renaissancegoldschmiede stellen würde. Die Summe von 10 000 Taler, die er für diesen Altarschmuck erhielt, gibt einen Begriff, mit welchen Mitteln die Kirche damals die Kunst pflegte. Wie Nitsch Gefäße zu bilden verstand, wie glücklich seiner reichen Phantasie die Füllung der Flächen mit feinem Treibwerk gelang, zeigt die Lavabokanne und Schüssel, die er 1595 für den Domschatz aus dem Legate des Kanonikus Johannes Korn arbeitete.*) Solche nach antiken Vorbildern gebildete Weinkannen mit bauchigem Körper, engem Hals und schnabelförmigem Ausguß waren durch die Renaissance in Deutschland in Aufnahme gekommen und dienten wohl zunächst dem Laiengebrauch. Davon zeugt auch an unserer Lavaboschüssel die weltlich-antike Symbolik des Ornaments: Okeanos mit Poseidon und Meerungeheuern. Wären nicht die Engelsköpfe und die Wappenschilder der Domherren zwischen das Laub- und Rollwerk, die antiken Masken, die Blumen- und Fruchtgehänge der Friese eingefügt, man würde an ein Werk für die Tafel eines Patriziers denken können. Wirkungsvoll hebt sich das Ornament durch leuchtende Vergoldung von dem matten Glanze des Silbergrundes. Die feine Abstimmung der einzelnen Gefäßteile aufeinander, der elegante Linienfluß, die Komposition des Ornaments kommt erst zur rechten Geltung, wenn die Kanne auf die Schüssel gestellt wird. Wie wirkungsvoll muß der Eindruck gewesen sein, als die Wappen am Schüsselrande noch in den kräftigen Farben des Emails strahlten. Selbst die beiden prächtigen Augsburger Arbeiten dieser Art im Domschatz, allerdings einige Jahrzehnte später gefertigt, reichen an dieses Werk heimischer Kunst kaum heran. Nur wenige Arbeiten dieses Meisters sind erhalten. Wir erwähnten schon oben einen Kelch gotischen Gepräges im Diözesanmuseum (a. d. Schloßkapelle in Johannisberg). Außerdem kennen wir von ihm einige Hausaltärchen, wie sie hohe Geistliche für ihren Privatgebrauch oder als Reisealtäre anfertigen ließen, zwei davon, mit dem Wappen des Bischofs Jerin, im Domschatz, zierliche Arbeiten in Form eines Portikus mit zwei Säulen, zwischen denen ein Bergkrystall mit dem eingeschnittenen Bilde des Gekreuzigten angebracht ist, ein größeres in der

*) Siehe Abbildung.

katholischen Pfarrkirche zu Trebnitz, eine Kreuzigung, deren überaus fein ziselierte Figuren aus vergoldetem Silber flach getrieben, auf Samt gelegt und in einen steinbesetzten Holzrahmen gefaßt sind. Auch ein späterer Meister der Renaissance, Christoph Schromowski, der allerdings bei der Innung nicht in bestem Rufe stand, hat für den Domschatz ein solches Tragaltärchen, mit Silberbeschlägen und figürlichen Gravierungen versehen, außerdem auch einen schönen Kelch in Renaissanceformen gearbeitet.

Der Ruf Paul Nitsch's drang über Schlesiens Grenzen hinaus. Noch mehr gilt dies von seinem Sohn Fabian, in dessen Werkstatt Gesellen aus Augsburg und Nürnberg sich in ihrer Kunst vervollkommneten. Bischof Andreas übertrug die Gunst, die er dem Vater, seinem Ratgeber in Kunstangelegenheiten, erwiesen, auch auf den Sohn. Mit seinem Empfehlungsbrief durchwanderte der jüngere Nitsch Süddeutschland, wohin den Schwaben Jerin verwandtschaftliche Beziehungen wiesen, dann Italien und andere Länder, um sich endlich 1602 in seiner Vaterstadt als Meister niederzulassen. Vermutlich hat er auch in Laienkreisen eine weite Kundschaft gehabt. Wir kennen aber aus diesem Arbeitsgebiet von ihm nur den Deckel eines pokalartigen Bechers in der Sammlung Figdor in Wien und die Siegelkapsel zum Majestätsbrief Rudolf II. für Breslau v. J. 1609 im Breslauer Stadtarchiv. Seine Hauptwerke, zwei Armreliquiare und zwei Stehkreuze, besitzt der Domschatz.

Reliquiare im Stil reifer Renaissance sind aus begreiflichen Gründen nicht häufig. Um so schönere Arbeiten finden sich unter den erhaltenen Stücken. Das an sich wenig reizvolle Motiv der Armhierothik wußte Fabian Nitsch zu einem vollendeten Kunstwerk zu gestalten. Die beiden Armreliquiare im Domschatz (des hl. Ceslaus und der hl. Hedwig)[1], bis auf die Symbole der Heiligen völlig gleich, lehnen sich im Aufbau an zwei ältere Reliquiare des Domschatzes aus dem 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts an. Aber mit welchem Geschick sind hier die von jenen Werken übernommenen Motive durch eigene bereichert und zu einer durchaus eigenartigen Schöpfung verarbeitet. Das Hauptwerk Fabian Nitsch', das glänzendste Werk der Renaissance in Schlesien überhaupt, ist das große Altarkreuz im Domschatz. Ein älteres, kleineres Kreuz[2], in dessen Formen sich archaisierende gotische Elemente, wie sie auch an den Reliquiaren hervortreten, mit solchen der Hoch- und Spätrenaissance mischen, zeigt noch eine gewisse handwerksmäßige Befangenheit. Die Elemente, die hier tastend und suchend zusammengetragen sind, hat der Meister an dem größeren Kreuz[3] in virtuoser Behandlung der Komposition und des Technischen restlos zu harmonischer Wirkung verschmolzen. Unsere Abbildung versucht, eine Anschauung von diesem Wunderwerk zu geben. Alles Unfreie ist hier überwunden. Wie aus innerer Notwendigkeit ist das Kreuz in reicher, fein gegliederter Silhouette emporgetrieben, oben von einem Flammenstern und einem Pelikan gekrönt. Das eigentliche Kreuz, noch in den Formen der Gotik, trägt einen Kruzifixus von edelster Bildung, wie überhaupt das Figürliche mit großer Meisterschaft behandelt ist. Schön geschwungene Henkel erhöhen den Reiz der Silhouettenwirkung und mildern den Eindruck übergroßer Schlankheit, wie die beiden flügelspannenden Pelikane, die das oberste Glied des Schaftes unter dem Ansatz des Kreuzes zu tragen scheinen. Das ganze Werk wird von einer schimmernden Hülle von Silberfiligranemail in minutiöser Ausführung überzogen. Mit der Farbenpracht des Emails, bei dem die lichtblauen Töne vorherrschen und das auch in gehöhter Arbeit an Eicheln, Erdbeeren, Trauben und Herzen verwendet ist, vereinigt sich der Glanz von Chrysoprasen, Amethysten, Türkisen und anderen Halbedelsteinen, die teils geschliffen, teils in Capuchonform dem Filigran aufgelegt sind, zu einer Wirkung von blendendem Augenreiz. Aber doch ordnet sich die flimmernde Pracht des Dekors der großzügigen Komposition unter. Ein barocker Zug liegt ohne Zweifel in dieser überreichen Verwendung des Schmuckwerks, ein Weiterschreiten auf diesem Wege ist kaum noch denkbar.

Anders wie bei Fabian Nitsch wirken die Arbeiten seines Altersgenossen Caspar Pfister (1571—1635) nicht durch Formenreichtum und Pracht des Dekors, sondern durch eine schlichte, ja wuchtige Größe, die an die Art des frühen Barock

[1] Abgeb. in Schles. Vorz. N. F. I, 113 f.
[2] Abgeb. b. Hintze, Bresl. Goldschmiede, S. 126.
[3] Siehe Abbildung.

anklingt und eine bewußte Abkehr von dem üppigen Ornament der Spätrenaissance bedeutet.

Das Beste, was wir von ihm besitzen, gehört der Silberplastik an. Die Meisterschaft hierin ist offenbar ein Erbteil seines Vaters, eines aus Süddeutschland gebürtigen Bildhauers und Schnitzers. Einen Vorgänger hatte er, abgesehen von Paul Nitsch, in Jorge Schlefuß, der 1571 für die Marienkirche in Ratibor ein Haupt Johannis des Täufers auf der Schüssel[1]) arbeitete, an dem der wunderbar sprechende Ausdruck des Todes fesselt. Von gleicher Großzügigkeit, von gleicher edler Tiefe des Ausdrucks sind die beiden Johannishäupter aus der Werkstatt Pfisters im Domschatz zu Breslau und im Dom zu Glogau, letzteres auf eine ursprünglich weltlichen Zwecken dienende Schüssel Augsburger Herkunft aufgelegt. Die kraftvolle Auffassung des Barock spricht bereits aus der herrlichen Auferstehungsfigur Pfisters im Breslauer Domschatz. Sie stellt den auferstandenen Christus mit Krone und Mantel dar, der über Hölle, Tod und Teufel triumphiert, und bildet ein würdiges Gegenstück zu der meisterhaft in Gold getriebenen Figur Johannes d. E. mit dem Natternkelch, vielleicht der Arbeit eines schlesischen Meisters vom Ende des 16. Jahrh. Daß Pfister aber auch die Darstellung des Lieblichen, Innigen gelang, beweist eine schöne Madonna mit dem Kinde[2]), von einem Strahlenkranz umgeben, auf einem reichverzierten Reliquiensockel stehend, die er für den Domschatz schuf. Außerdem kennen wir von Pfister zwei schöne Kelche, davon einen reich verzierten im Domschatz, und eine von der üblichen Form abweichende Reliquienmonstranz in der Adalbertkirche zu Breslau. Die Domherren P. Koslowius und Balthasar Neander erscheinen als die Hauptauftraggeber für Pfisters kirchliche Arbeiten.

Wir müssen es uns versagen, auf andere kirchliche Goldschmiedearbeiten schlesischer Renaissancemeister näher einzugehen. An Caspar Pfisters Arbeiten erinnert die Rundfigur des hl. Jacobus aus Silberblech in der diesem Apostel geweihten Kirche in Neisse, ein Werk des Breslauer Meisters Matthes Alischer von 1651. Aus der Zeit der Hochrenaissance (1561) stammt ein von dem auch für den herzoglichen Hof zu Brieg tätigen Breslauer Meister Hieronymus Orth gearbeitetes Rauchfaß in der Marienkirche zu Sagan mit einer gotischen Architektur als Deckel. Häufig sind vor allem Kelche der Renaissance, vielfach fremder Herkunft, daneben auch Reliquienkreuze, meist mit gotisierenden Elementen (Ratibor, Sprottau, Sagan, Altendorf), Leuchter (Ratibor, Ob.-Glogau), Fassungen von Hedwigsgläsern (Breslauer Dom, Trebnitz, Neisse), darunter eine einheimische Arbeit aus der Mitte des 16. Jahrhunderts im Breslauer Kunstgewerbemuseum.

Nur auf die Arbeiten aus Neisser Werkstätten sei noch hingewiesen. Hier nahm die Goldschmiedekunst in der Zeit der kirchlichen Restauration einen neuen Aufschwung und bewahrte eine hervorragende Stellung neben, zuletzt sogar vor Breslau bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. Der bedeutendste Meister der Renaissance in Neisse vor Marcus Tausendschön (1604—30), ein Schwabe, der wohl in Augsburg das Handwerk gelernt und in Breslau und Prag gearbeitet hatte, in dessen Arbeiten auch der süddeutsche Einfluß unverkennbar ist. Der Breslauer Domschatz bewahrt sein Meisterstück, einen Kelch von gotischem Aufbau mit um rote Steine angeordnetem Renaissance-Rollwerk am Fuß mit eigenartiger Rippung der Kuppa. Neben einer großen Anzahl von Kelchen sind vor allem stattliche Monstranzen für die Neisser Werkstätten der Spätrenaissance charakteristisch. Eine Monstranz in der kath. Pfarrkirche in Freiwaldau zeigt, abgesehen von der Bildung und dem Ornament des Fußes, noch durchaus gotisches Gepräge. Bei den durch Schönheit der Umrißlinie ausgezeichneten Monstranzen, die Hans Ostermann 1631 und 1632 für Frankenstein (jetzt im Diözesanmuseum)[3]) und Zülz arbeitete, ist zwar im Aufbau gotisches Empfinden noch unverkennbar, Heiligenfiguren und das Bild der Mutter Gottes sind um das Tabernakel angeordnet, aber aus dem Nodus wachsen Engelsköpfe hervor, die Strebepfeiler sind zu fein profilierten Renaissancesäulen geworden und werden von Engelskaryatiden und schön geschwungenen rollwerkartigen Bildungen flankiert. Die Neisser Monstranzen über-

[1]) Abg. b. Hintze, S. 33.
[2]) Siehe Abbildung.
[3]) Siehe Abbildung.

treffen an Schönheit bei weitem, was sonst an solchen Geräten erhalten ist. Besonders Oberschlesien ist reich an Monstranzen von gotischer Anlage mit Einzelformen spätester Renaissance aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, meist wohl Ratiborer Herkunft. Lutsch gibt unter allen Stücken dieses oberschlesischen Typus der Monstranz zu Altendorf den Vorzug. Die ovale Scheibe, wie bei den Sonnenmonstranzen, bildet die Grundlage des Aufbaus bei einer Monstranz spätester Renaissance (2. Hälfte des 17. Jahrhunderts) in Landeshut*), bei welcher das Tabernakel von ähnlichen Rollwerkbändern und daraus hervorwachsenden betenden Engeln umrahmt ist, wie bei den Monstranzen von Ostermann. Die frühesten eigentlichen Sonnenmonstranzen, die auf der Ausstellung von 1905 zu sehen waren, Arbeiten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Kirchen zu Neurode und Groß-Wartenberg, waren Augsburger Herkunft.

Es würde zu weit führen, auf die zahlreichen Arbeiten fremder Werkstätten einzugehen, die ihren Weg in schlesische Kirchen gefunden haben. In der Renaissancezeit hat Augsburg das meiste davon geliefert. Der Breslauer Dom insbesondere hat einen reichen Besitz an solchen Werken aufzuweisen, darunter Stücke von höchstem Kunstwert. Der Vergleich mit den einheimischen Stücken beweist, daß die Breslauer Goldschmiede der Renaissance an künstlerischer Bedeutung hinter den Augsburger Handwerksgenossen nicht zurückstehen.

Literatur: Außer den in Heft 7 genannten Schriften: Moriz-Eichborn, Fabian Nitsch (Schles. Vorz. N. F. I); — Jungnitz, Die Lavabokanne und Schüssel von Paul Nitsch (Schles. Vorz. N. F. II); Beiträge z. Gesch. der Goldschmiede Paul u. Fabian Nitsch (Schles. Vorz. N. F. III); Die Breslauer Domkirche, 1908.

Ein Gegenbeispiel vom Dorfkirchenbau

Wenn der Leser etwa annimmt, mit den drei Dorfkirchenbildern dieses Heftes wollten wir einen Fastnachtsscherz machen, freilich einen schlechten, so irrt er. Leider! die „Kirche zu Polnisch-Krawarn, wie sie ist", ist wirklich so wie das Bild sie zeigt. Ja, in der Wirklichkeit, wo zu der öden Stilpfuscherei und der Protzigkeit des Baues noch der grelle Gegensatz der Farben hinzukommt, erscheint sie vielleicht noch häßlicher als auf dem Bilde. — Und es ist wirklich so: das treffliche Projekt des in ganz Schlesien rühmlich bekannten Baurats Grosser hätte ausgeführt werden können . . . wenn die Entscheidenden es nicht verworfen und das des Ratiborer Bauunternehmers statt seiner ausgesucht hätten.

Es ist peinlich, Menschen, die Freude an ihrer Kirche haben, etwas Unangenehmes über den Bau zu sagen. Aber hier darf es nicht heißen, über den Geschmack sei nicht zu streiten, und es müsse also geschwiegen werden. Wer an den Straßen baut, muß die Leute reden lassen, und an öffentlichen Bauten haben im Guten wie im Schlimmen auch andere ein berechtigtes Interesse, als nur die, die gerade unter ihren Türmen siedeln.

Wie wir und unsere Freunde, wie überhaupt heute alle in Deutschland, über den Kirchenbau denken, die die Entwickelung eines eigenen, sachlichen Baustils in der Gegenwart freudig begrüßen, das hat erst kürzlich der Görlitzer Architekt Hans Freude hier an Beispielen vom Görlitzer Kirchbauwettbewerb dargelegt. Es bedarf also hierüber ebensowenig einer besonderen Auseinandersetzung, wie über die drei Kirchenbilder; sie sagen genug.

Trotzdem müssen wir heute noch etwas ausführlicher darüber reden.

In Heft 5 dieses Jahrganges (Seite 125) hat J. Seeliger über die Holzkirche und den neuen Steinbau geschrieben: „Für die schönste aller hier abgebildeten (Holzkirchen) aber halten wir die in Polnisch-Krawarn. Wer sieht es dem Werklein an, das mit seinem geböschten, mit Zierschnitt geschmückten Turm und seinen Vorbauten so malerisch im Kreise hoher Linden liegt, daß es dem Einsturz nahe ist? Gottesdienst wird längst nicht mehr darin gehalten, und eine neue, sehr häßliche steinerne Kirche ist daneben erbaut, die trauliche alte hat man auf der Gegenseite stark stützen müssen,

*) Abgeb. i. Bericht d. Prov.-Konservators f. 1898/99, Taf. 3.

um sie vor dem drohenden Einsturz zu bewahren. Sie ward 1709 erbaut — soll ihr Leben nach 200 Jahren enden, während doch das Holz noch auf lange hinaus tragfähig ist? Es müßte ein Leichtes sein, sie gerade zu richten und zu versteifen, damit sie noch lange die Besucher erfreut. Wo findet sich ein gemeinnütziger Verein oder ein kunstliebender Freund der Heimat, der sie für ein Geringes ankauft und der Nachwelt erhält?"

Darauf gingen uns öffentlich und privat mehrere Aeußerungen zu, die lebhaft zustimmten. Ein Mitarbeiter schickte einen längeren Aufsatz und die Bilder, die wir heute bringen. Der Kirchenvorstand zu Polnisch-Krawarn aber schickte einen Protest. Weil uns das Beispiel sehr lehrreich erscheint, drucken wir zunächst den Aufsatz unseres Mitarbeiters ab, sodann das Schreiben des Kirchenvorstandes, und endlich ein Schlußwort des Herrn J. Seeliger.

Ein Beispiel vom heutigen schlesischen Kirchenbau

(Auch ein „Heimatschutzfall")

Das lehrreiche Beispiel eines Kirchenbaues können wir dem Leser heute in Bildern vorführen. Nicht als ob gerade dieser Fall gegenüber leider zahlreichen anderen so besonders hervorhebenswert wäre, wir wählen ihn, weil unser Aufsatz über „Oberschlesische Holzkirchen" in Heft 5 dazu eine Anregung gibt.

Polnisch-Krawarn ist ein Dorf im Kreise Ratibor. Die Zahl der Gemeindemitglieder wuchs, und das alte Holzkirchlein, das einmal bescheidene Vorfahren gebaut hatten, genügte den Verhältnissen nicht mehr, — vielleicht war es auch baufällig. So mußte nun an den Bau eines neuen Gotteshauses gedacht werden. Die Gemeinde war klein und die Mittel waren gering, der Baumeister sollte mit 70 000 *M* auskommen. Aber die Polnisch-Krawarner haben Glück gehabt, sie gerieten an einen unserer besten schlesischen Architekten. Der weiß, obwohl viel mit großen Bauaufgaben beschäftigt, sehr wohl auch solch ein Kirchlein mit etwa 300 Plätzen für 70 000 *M* zu bauen. Seinen Entwurf zeigen wir auf dem dritten Bild. Freilich, wie das so manchmal geht, scheitert manch gutes Werk an dem Willen des anderen: die Gemeinde des Dorfes wollte gar keine „Dorfkirche", sondern einen Bau, der „Stil" hat. Zu was gibt es in unseren Landen auch romanische, gothische und barocke Bauten, wenn man sie nicht im 20. Jahrhundert nachahmt? Aber wir sind natürlich „modern", also bauen wir neuromanisch, modern gothisch und zeitgemäß barock! Anderswo ist jetzt der „Barockstil" für Kirchenbauten „modern", die Polnisch-Krawarner wollten eine im mittelalterlichen Stil erbaute Kirche haben, und die haben sie auch bekommen. (Bild 2.)

Die drei Bilder sind lehrreich. Links die alte Holzkirche, einfach, aus Balken und Brettern gefügt. Für die Alten war Holz das gegebene Material, es war der Heimat entnommen und paßte sich der heimischen Landschaft am besten an. Zudem war es billig; große Mittel haben ja auch die alten Krawarner nicht gehabt. Sie bauten sich ihr Kirchlein selbst, so wie es ihr einfacher Sinn und ihre Liebe verstand. Sie haben dabei ungewollt ein bäuerliches Kunstwerk hergestellt, wie es früheren Zeiten eigen war. Es ist nicht die Patina des Alters, die uns diese Bauten so lieb macht, der ganze Geist, der in solchem Bau steckt, zieht uns an. Unser Kirchlein ist sachlich, ist frei von erborgtem, unangebrachtem Schmuck. Das Schiff mit dem Hauptdach bildet den Kern: der Eingang, ein kleiner Vorbau und der Turm gliedern sich an. Der Turm ist nicht hoch, denn das Kirchlein steht auf einer kleinen Bodenerhebung; die Mittel und das technische Können sind ja auch gering. Das Ganze ist ein Bild von schlichter Schönheit, auf dem das Auge gerne ruht. Zu diesem Kirchlein gehört der Baumbestand!

Bild 2. Die neue Kirche, einige hundert Meter von der alten entfernt, wie sie geworden ist. Sie hat nicht der Dörfler selber gebaut, sondern ein Baumeister, der Stile kennt. Sie gibt sich gar nicht als Dorfkirchlein, sondern als „präsentabler" Kirchbau; sie hat keinen lustigen oder bescheidenen Turm, sondern stolz und selbstbewußt ragt der ihre gegen den Himmel, unnahbar, als fühle er sich zu fein für das Dorf. Die Kirche sollte im mittelalterlichen Stil erbaut werden, aber zugleich „modern sein. Welcher Stil da verkörpert sein soll, vermag allerdings keiner zu erkennen. Wir sehen nur: die Kirche ist weder romanisch, noch gotisch, noch modern! Sie gehört in die große Reihe jener Bauten, die ihrer Zeit das Ar-

mutszeugnis ausstellen, daß sie es nicht verstanden habe, ihren Werken eine *eigene* Ausdrucksform zu geben, daß sie das nicht gekonnt habe, was dem so schwerfälligen Mittelalter, der protzigen Renaissance und der spielerischen Barockzeit selbstverständlich war: *modern* zu bauen!

Sehen wir uns die Kirche näher an, so wird uns zuerst die Unruhe ihrer Gliederungen auffallen, es ist das, was ihr den „Stil" geben soll. Die Fenster zwischen den Strebepfeilern am Kirchenschiff genügten dem Baumeister nicht; er teilte die großen Flächen durch Bänder und Wandbögen in kleine und verstärkte die dadurch entstandene Unruhe durch den Wechsel der Materialien, Putz und Backstein. Besonders störend wirken die weißen Flecke über den Strebepfeilern, die für das Auge die statischen Kräfte der Pfeiler verringern. Der Turm, in der Masse noch einfach, ich durch Backsteinbänder und Streifchen besonders reich „verziert" worden, ohne daß er dadurch gewonnen hätte. Das kleine Türmchen soll wohl auch eine Stilkonzession sein; mittelalterliche Dome pflegen über der Vierung einen Turm zu besitzen. Hier freilich hat das Türmchen keinen rechten Zweck, und eine Vierung hat diese Kirche gar nicht. Selbst das Dach schien dem Erbauer den Schmuck nicht entbehren zu können, er betonte First und Traufe durch gemusterte Dachplatten. Man beachte, daß selbst die kleinsten Dachflächen ihre Musterchen haben. Das Material der Dachbedeckung läßt unser Bild nicht klar erkennen, es scheinen Zementplatten zu sein. Anderswo gehen heute schon die Behörden mit Recht gegen die verunstaltenden, gemusterten Zementziegeldächer vor! — All dieser Aufwand an Zierformen soll über den kalten nüchternen Charakter des Bauwerkes hinweghelfen, freilich ohne das zu können. Diesen Bauwerken merken wir zu sehr die Absicht an, das Unwahre, das den Erbauern leider nie bewußt wird! In dieser Kirche wird gewiß beim Gottesdienst keine Pracht entfaltet, denn die Gemeinde zählt nur einige hundert Seelen. Die äußere „Pracht" der Kirche ist also auch insofern nicht notwendig, nicht „wahr", sie erhebt und erwärmt uns nicht. Zu dieser Kirche paßt das kleine Nebengebäude rechts auf dem Bild, zu ihr paßt ferner *das* Drahtgitter; es ist auch da, wenngleich unser Bild es nicht mehr zeigt.

Bild 3 stellt uns den Entwurf des Architekten Baurat Grosser in Breslau für die Kirche in Polnisch-Krawarn dar. Das *ist* wieder ein Kirchlein, wenn auch etwas größer als das alte Holzkirchlein, die Zahl der Gemeindemitglieder hat sich ja vermehrt. Stattlicher auch und reicher, denn die Mittel zum Bau sind beträchtlicher geworden, und eine Holzkirche braucht die neue nicht zu werden. Was uns an diesem Kirchlein auffällt? Daß hier der Architekt es so macht, wie die Alten: er verzichtet auf jeden „Schmuck", er läßt die einzelnen Glieder des Baues in ihrer Sachlichkeit wirken. Er weiß wohl, was er tut, wenn er Unterschiede zwischen großen und kleinen, zwischen Stadt- und Landkirchen macht. Wenn er, wie es die alten Krawarner machten, sein Werk der Landschaft anpaßt! Dabei wirkt das Kirchlein angenehm auf das Auge trotz des Verzichts auf Schmuckformen. Die Fenster sind da, wo sie sein müssen, die Dächer sind leicht gebrochen (man betrachte zum Vergleich die harten Dachlinien des Neubaues!), eine kleine Vorhalle ist unter dem Turm für den Eingang, und als einzigen Schmuck finden wir die Uhr unter dem kleinen Schutzdach! Die glatte Wandfläche — ein Erholung für unsere, von so vielem beanspruchten Augen — verbindet alles zu einem Ganzen. Die Gemeinde wünschte einen spitzen Kirchturm, ihr gutes Recht, muß doch auch nicht jede Kirche eine bewegte Turmhaube haben. Auch hierbei hat der Architekt weise Maß gehalten zugunsten einer schönen Umrißform; man beachte, wie das Dach des Schiffes in der Linie des Turmdaches Fortsetzung und Ausklang findet. Zu diesem Kirchlein gehört die Mauer als Abschluß gegen die Straße. Der Architekt verteilte die ihm zur Verfügung gestellten Mittel; er weiß, daß er auch für den Platz um die Kirche Mittel braucht, soll er die Harmonie wahren. Seine Kirche will er durch einen Drahtzaun nicht entstellen.

Zum Schluß möchte ich nochmals betonen, daß es uns fern liegt, gerade dieses Beispiel als *besonders typisch* anzusehen. Statt Polnisch-Krawarn kann der Leser, leider! sicher viele andere Ortsnamen setzen. Selbst die Fälle, wo ein guter Entwurf einem schlechten weichen mußte, sind häufig genug. Unsere Absicht ist, denen die Augen öffnen zu helfen, die über das Wohl und Wehe unserer heimischen Baukunst entscheiden. Wir müssen uns daran gewöhnen, auch im Sehen von Bauformen uns durch öffentliche Kritik zu schulen. Es ist ja nicht angenehm, dabei Menschen

die Freude an ihrem Werk — wenn sie vorhanden war — zu nehmen; wollen wir aber ernsthaft unsere Bauunkultur bekämpfen, so ist die Kritik am Beispiel ein gutes, ja ein unentbehrliches Mittel zur Aufklärung. Erfreulich ist, daß gerade in den Kreisen der Landgeistlichkeit, die ja bei Kirchbauten eine wichtige Stimme hat, das Verständnis für gutes Bauen und andere Aufgaben des Heimatschutzes stetig im Wachsen ist und sehr wertvolle Kräfte aus ihr der schlesischen Heimatschutzarbeit schon entstanden sind. Effenberger.

Der Kirchenvorstand glaubt seine Meinung in folgender Form vertreten zu müssen:

*

Polnisch-Krawarn, 15. Januar 1911.

„In dem Hefte Nr. 5 der Schles. Heimatblätter befindet sich ein von einem gewissen Seeliger verfaßter Artikel über Oberschlesische Holzkirchen. Da der Artikel über die Kirchen in Polnisch-Krawarn unrichtige Angaben enthält, so ersuche ich auf Grund des § 11 um folgende Richtigstellung.

Die Holzkirche in Polnisch-Krawarn wird im Heft Nr. 5 der Schles. Heimatblätter als ein überaus schönes Kirchlein geschildert. Wir sind sehr erfreut über diese Beurteilung, wundern uns aber sehr, daß kunstverständige Persönlichkeiten die Holzkirche als ein wertloses Werk hinstellen, das nur einen Vorteil hat, nämlich das Alter und die schöne Lage. Der Artikelschreiber (Joh. Seeliger) bemerkt ferner, das Holzkirchlein wäre dem Einsturz nahe. Dies ist uns ganz neu. Die Holzkirche ist keineswegs polizeilich geschlossen*), es könnte jeden Tag Gottesdienst abgehalten werden. Die Suche des Artikelschreibers nach einem „kunstliebenden Freunde etc.", der das Kirchlein erhalten möchte, würde sich, falls der Artikelschreiber**) einmal hier gewesen wäre, erübrigen, da er erfahren haben würde, daß der Patron der hiesigen Kirche, Herr Graf Edgar Henckel von Donnersmarck, die alte Holzkirche erst zu einem Kunstwerk umgestalten und sie dann erhalten wird. Der Artikelschreiber bemerkt ferner: „Neben der alten Holzkirche ist eine neue, sehr häßliche, steinerne Kirche erbaut." Zur Berichtigung sei mitgeteilt, daß die neue Kirche 400 Meter von der alten Kirche entfernt, auf einem ganz anderen Platz und mitten im Dorf erbaut ist.

Schließlich möchte noch erwähnt werden, daß Künstler, Architekten etc. die neue Kirche, die allerdings nicht im verwaschenen Dorfkirchenstiel, sondern im modern romanischen Stiel erbaut ist, als ein Kunstwerk bezeichnet haben. Wir hoffen, daß es dem rührigen Baumeister und Architekten, der die schöne Kirche erbaut hat, vergönnt sein möge, noch viel stielvolle Kirchen in Schlesien zu bauen.

Der katholische Kirchenvorstand zu Polnisch-Krawarn,

Kandler, Pfarrer."

Hierauf erwidert Herr Seeliger: Zunächst etwas zur tatsächlichen Richtigstellung: Als ich im Sommer die Aufnahmen der alten Kirche machte, war sie auf einer Seite stark gestützt; sie war es noch, als Anfang Januar die Bilder der neuen gemacht wurden. Das läßt doch wohl auf Baufälligkeit schließen. Aber man hätte noch einen Trost daraus ziehen können; das naturnotwendige Hinsterben des alten Werkes hätte der Größe nicht entbehrt und hätte mit dem Bau einer neuen — freilich nicht einer solchen — Kirche versöhnen können. Nun aber hat man die alte wie Mörikes Turmhahn „veracht und schmählich abgesetzt". Sagen wir es offen: wir fürchten, daß letzten Endes das mißliche Bestreben, etwas Außerordentliches zu besitzen, den Kirchenvorstand bewogen hat, eine neue Kirche zu bauen und dabei die einfachen Pläne von Baurat Grosser in Breslau zurückzuweisen.

Soll die alte Kirche erhalten bleiben, so möge man nach den im Kunstwart XXIV, 1 und in den Heimatblättern gemachten Vorschlägen verfahren. Dringend bitten wir aber, nicht etwa die Kirche „zum Kunstwerk umgestalten" zu wollen, wie es da heißt — sie könnte nur dabei verlieren, und „modern" wäre das schon gar nicht, wie jeder Sachverständige den Krawarnern bestätigen dürfte.

*) In den Heimatblättern ist das nie gesagt worden. — Die Schriftleitung.

**) Diese Ausdrucksweise entspricht wohl nicht ganz dem Brauch. — Die Schriftleitung.

Höchst betrübend ist es aber, wenn „Künstler und Architekten", deren Namen kennen zu lernen erwünscht wäre, nach wie vor so unharmonische Gebäude in der dörflichen Umgebung willkommen heißen. Leider ließe sich aus der näheren Umgebung von Ratibor eine ganze Reihe ähnlicher Bauten aufzählen. Und doch hätte gerade die Kirche auch als Bau eine treffliche Gelegenheit, wertvollstes Kulturgut zu wahren. Oder hat noch niemand bedacht, wieviel Bande den Dörfler an seine Kirche knüpfen, in der er getauft, gefirmt, getraut, so oft zur Messe gegangen ist, er und seine Vorfahren seit langer Zeit? Und daß diese Bande zwecklos zerrissen werden? Denn eine so tief im Heimatgefühl wurzelnde Liebe vermag er gewiß nie um die neue Kirche zu ranken, als um die alte, so wenig wie wir uns die neue von Epheu umrankt vorstellen können und wie das öde, gemusterte Dach je den Schmelz des Alters erhält.

Und der „modern romanische" Stil? Mit demselben Recht dürfte man die Kirche als gotisch ansprechen; denn das Verhältnis des Schiffes zum Turm ist ganz gotisch gedacht, ebenso die Strebepfeiler und die Ecktürme (wenn sie auch vereinzelt an romanischen Domen vorkommen, z. B. in Soest, Gebweiler, Neuß), endlich auch der eine Turm. Noch jedes Zeitalter hat seinen eigenen Stil geschaffen, nur dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, verständnislos fremde Stile nachzuahmen. Daß seit einigen Jahrzehnten die besten Künstler einen heimischen, bodenständigen, im besten Sinne „modernen" Stil in Anlehnung an frühere Bauweise neu geschaffen haben, ist eine der erfreulichsten Errungenschaften der neuen Kultur, deren Pflege auch der Heimatschutz und die Heimatblätter dienen. Und nun mögen die Bilder sprechen.

*

Uns bleibt nur noch übrig, auch unserseits den Wunsch des Herrn Seeliger kräftig zu unterstreichen: daß die Holzkirche in ihrem würdigen Alter von der Metamorphose zum „Kunstwerk" verschont bleibe. Wie wäre es übrigens, wenn eine schlesische Gemeinde oder etwa das schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer den Bau, den die Krawarner anscheinend durchaus nicht mögen, an sich brächte, um ihn künftigen Zeiten als ein Denkmal des alten, gerade in seiner sachlichen Schlichtheit so schönen oberschlesischen Holzkirchenbaues zu überliefern? Vielleicht erscheint er dem Fachmann auch als Typus dazu geeignet. Der von J. Seeliger seinerzeit besonders hervorgehobene Reiz der Lage würde bei einer Versetzung allerdings, leider, verloren gehen. H.

Wie ich ein Dichter wurde*)

Von Paul Keller.

Als ich dreizehn Jahre alt war, war ich wieder einmal von meinem Großvater zu meinen Eltern übergesiedelt. Es hieß, daß das sehr heilsam für mich sei, da der Großvater mich greulich „verziehe", insonderheit mich nicht zu der geringsten Arbeit anhalte. Unter Arbeit wurde in unserem Dorfe natürlich nur die körperliche Betätigung verstanden, die mir allerdings der Großvater sorgsam vom Leibe hielt. Und ich stimmte mit ihm so ganz und gar überein, daß in Arnsdorf ein Verslein entstand, das vergleichsweise auf jeden Nichtstuer angewandt wurde: „Er ist so faul wie Keller Paul."

*) Diese anmutige Erzählung des Dichters drucken wir aus unserem schon im Weihnachtsheft angezeigten Kellerheft ab, in der Meinung, die anspruchslose Schilderung eines feierlich-wichtigen und zugleich ein wenig tragikomischen Augenblickes aus Kellers eigenem Leben werde nicht nur Freude bereiten als eine hübsche kleine Probe Kellerscher Erzählerkunst, sondern auch willkommen sein um der pädagogischen und psychologischen Gedanken willen, die sie anregt. — Das Heft „Paul Keller", Hirschberg i. Schl., Schles. Druckerei und Verlagsanstalt (110 Seiten und 5 Bilder auf Kunstdruckpapier) kostet in hübscher Ausstattung 1,50 Mk.

Diesen Vers hielten mein Großvater und ich für blödsinnig und wir verachteten ihn. Ich haßte die Arbeit keineswegs. Der Großvater war fleißig von früh bis spät, und ich sah ihm gern und sachverständig zu und war immer in seiner Nähe, manchmal mit einem Buch beschäftigt, viel öfter aber mit meinen Gedanken. Und wenn ich mir eine Geschichte ausgedacht oder gar ein Gedicht gemacht hatte, dann war er der erste, dem ich alles hersagte, und dann pfiff er leise vor sich hin. Das war seine Anerkennung.

Mein Vater war anders. Der hatte einige Male meine Dichtungen für „dummes Gemähre" erklärt. Nun hatte ich damals schon eine für Dichter so glückliche Himmelsgabe der „verrohten Kritik" gegenüber — ich machte mir nichts aus ihr! Das Ganze, was mein Vater erreichte, war: daß ich ihn von dem ferneren Genuß meiner Dichtungen ausschloß, daß ich ihn literarisch schnitt.

Eines Tages aber nahm mich der gestrenge Herr wieder in eigene Regie und beschloß, wie weiland Pharao mit den Israeliten getan hatte, mich „zu schwerer Arbeit anzutreiben". Es wurde damals bei uns ein kleiner Schuppen niedergerissen, und es sollte ein neuer an seine Stelle gesetzt und dazu sollten die noch brauchbaren Ziegelsteine des alten mitverwandt werden.

Wer jemals alte Ziegel, die von rauhem, grauem, greulichem, abscheulichem, bekleckten und bedrecktem Kalk starren, gesehen hat, der weiß, daß sie zu den größten Scheußlichkeiten der Welt gehören. Mein ganzes Empfinden empörte sich bei ihrem bloßen Anblick, und ein tödliches Grauen durchfuhr mich, als mein Vater auf den großen Ziegelhaufen wies, mir einen Maurerhammer übergab und sprach:

„Die Ziegel wirst du abkratzen! Der ganze alte Kalk muß runter! Wenn von einem Ziegel noch die Hälfte da ist, kann er noch gebraucht werden. Kleine Scherben kannst du beiseite werfen. In einer halben Stunde komme ich nachsehen, wie weit du bist."

Nach dieser Instruktion ging er von dannen. Ich setzte mich auf den Ziegelhaufen und fing in ohnmächtigem Schmerz und Zorn an zu schluchzen. Ich fühlte, daß mir eine entsetzliche Schmach angetan wurde. Ich nahm einen Ziegel in die Hand, ließ ihn aber gleich wieder fallen, denn es war mir, als ob ich einen Igel angegriffen hätte. Schließlich band ich mir das Taschentüchlein um die linke Hand, mit der ich den Ziegel halten mußte, und schlug mit der Rechten mühsam den Kalk von ihm los.

Ich kam mir jämmerlich vor. Noch vor einer Woche hatte ich zwei Gedichte: „Die Träne" und „Erinnerung" an die Berliner „Dichterlaube" eingeschickt, und jetzt kratzte ich Ziegel ab! Die „Träne" tropfte auf alten Kalk, der so tot war, daß er nicht einmal grimmig aufzischen konnte, und nur die „Erinnerung" an eine verlorene glückliche Zeit war mir geblieben. Schmählich!

Was gab es doch für prachtvolle Väter in unserem Schullesebuch! Zum Beispiel der, der gesagt hatte: „Sohn, hier hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer." Hatte mir mein Vater einen Speer gegeben? Einen Maurerhammer hatte er mir gegeben, der für seinen Arm keineswegs zu schwer gewesen wäre. Oder jener andere Vater, von dem es so schön hieß: „Ich war ein kleines Büblein, stand frech kaum auf dem Bein, da nahm mich schon mein Vater, mit in das Meer hinein." In das Meer! Mein Vater hatte mich nicht in das Meer gesetzt, sondern auf einen Ziegelhaufen! Oder gar jener Vater, der mit seinem Sohne auf die Königsschlösser singen ritt. „Nun sei bereit, mein Sohn, denk unserer tiefsten Lieder, schlag an den vollsten

Ton." Der „Ton", den ich hier „anschlagen" konnte, war das infame Knirschen des Maurerhammers auf den rauhen Ziegeln.

Eine Wut packte mich. Wenn ich mich an dem Vater rächen könnte! Es fiel mir ein, ich könnte auskneifen, fortlaufen in alle Welt. Vielleicht ein Robinson werden auf einer grünen Insel. Aber ich konnte Geographie genug, daß ich wußte, von meinem schlesischen Arnsdorf bis nach Hamburg sei ein weiter Weg, und nur in Hamburg könne ich ein Schiff finden, das etwa geneigt sei, mich aufzunehmen und dann vor einer grünen Insel zu scheitern.

Und so saß ich da und bekratzte die halben, die dreiviertel und die ganzen Ziegel, während ich die kleinen Scherben nach der Instruktion beiseite warf.

Jeeses, sieh amal! Der Keller Paul kratzt Ziegeln ab!"

Zwei Schulkameraden waren es: der Bänisch Gustav und der Siegert Karl. Wo kamen die nur her? Sonst mußten sie fleißig sein, sogar aufs Dominium mußten sie „auf Arbeit gehen". Heute bummelten sie. Sie kamen in unseren Hof und stellten sich mit den Händen in den Hosentaschen vor mir auf wie die Grafen.

„Nu, was fällt'n dir ein?" fragte der Bänisch Gustav.

Ich machte eine vergnügte Miene.

„Ach, wir bau'n 'n Schuppen, und da läßt mich mein Vater a bissel Ziegel abputzen. Das macht viel Spaß!"

„Na, da würd' ich mich schön hüten," sagte der Siegert Karl, „ich geh' lieber in a Försterteich baden."

„Ja, wir reisen ins Bad!" sagte Bänisch stolz und hochdeutsch.

O, diese Saftnasen! Das Hemde hing ihnen zu den Hosen heraus, aber sie bummelten und „reisten ins Bad" wie die Grafen. Ich sagte, alle Kinder seien nicht so faul wie sie beide, und sie sollten mich, bitte, nicht in der Arbeit stören.

Da gingen sie und sangen draußen vor dem Tor:

„Wir sind so faul wie Keller Paul!"

Daß ein verspotteter Arbeiter wütend werden kann, daß ein Mann der werktätigen Hand, der von flanierenden Nichtstuern verhöhnt wird, grob wird, das wird jedermann einsehen. Ich warf also einen halben Ziegel nach den Müßiggängern, traf sie zwar nicht, meinte aber immerhin, etwas Rechtes zur Verteidigung angegriffenen Fleißes getan zu haben.

Da erschien mein Vater. Ich klagte ihm, daß ich hier geradezu zu Hohn und Spektakel auf dem dummen Ziegelhaufen säße, er aber sagte: „Ja, das is, weil du sonst so faul bist. s war höchste Zeit, daß du amal was tust, du wirst mir sonst zu a großer Spanifantel!" Ich frage jetzt: Ist je ein arbeitender Proletarier, der von müßigen Vagabunden gestört und beleidigt wurde, von denen, die dazu verpflichtet waren, verteidigt worden? Nie!! So auch hier nicht. Im Gegenteil, ich hatte mir nur eine ziemlich abfällige Kritik meiner vollbrachten Arbeit und eine Ermahnung zu größerem Eifer anzuhören.

Und wieder war ich allein. So ging das nicht weiter, das war klar! Irgend etwas sollte geschehen! Etwas Gräßliches! Ich beschloß, mich selbst zu verstümmeln. Ich wollte mir mittest eines gewaltigen Schlages mit dem Maurerhammer den Daumen der linken Hand zerschmettern, mich dadurch zum arbeitsunfähigen Invaliden machen, meine Eltern in Sorge und Ge-

wissensqualen stürzen und sie außerdem zwingen, aus unserer Kreisstadt Schweidnitz den teuren Doktor holen zu lassen.

Gedacht — nicht getan! Denn als ich den linken Daumen auf einen Ziegelstein hielt und mit der hammerbewaffneten Rechten zum vernichtenden Schlage ausholte, geschah es — daß ich im letzten Augenblick den Daumen wegzog und nur den Stein zertrümmerte.

Ich betrachtete den in Scherben liegenden Stein, der stellvertretungsweise geopfert worden war wie weiland der Widder für Abrahams Sohn Isaak. Ich wunderte mich über mich selbst und nutschte meinen linken Daumen ab, der in so gräßlicher Gefahr geschwebt hatte. Ich fühlte ordentlich, wie er weh tat. Dann sah ich wieder auf den zerborstenen Ziegel. Er war ein stattlicher Bursche gewesen. Ihn zu säubern, ihn in den adretten Zustand gebrauchswürdiger Ziegel zu versetzen, würde eine saure Arbeit gewesen sein. Nun lag er in Trümmern, und ich konnte seine Scherben instruktionsmäßig beiseite werfen.

Daß mir dabei ein großes Licht aufging, war klar. Wenn ich jetzt einen Ziegel erwischte, von dem ich vermutete, daß seine Säuberung umständlich und verdrießlich sein könnte, so legte ich ihn durch einen kühnen Hieb in Trümmer und warf die Scherben beiseite.

Daß mich bei diesem Heldenwerk mein Vater beobachtete und erwischte, lag ganz in dem Kismet dieses kohlschwarzen Unglückstages. Er fuhr zornig daher, hielt mir meine Untat vor und sagte, ich solle augenblicklich mit ihm „rein in die Stube" kommen. Was das zu bedeuten hatte, mußte ich. Ich verlegte mich auf Heulen und Bitten und stand in erbärmlichsten Zustand vor ihm. Er blieb streng und unerbittlich.

„Wart, du Schlingel, jetzt kommt's aber mal ordentlich —"

„An Herrn Paul Keller! —"

Der Mann, der den angefangenen väterlichen Strafsatz so unerwartet höflich vollendete, war der Briefträger. Er kam just im kritischen Moment durchs Hoftürchen und brachte einen Brief.

„An Herr Paul Keller", wiederholte er lächelnd.

Mein Vater besah den Brief, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich heiße August."

„Und der Großvater heißt doch Johann," sagte der Briefträger, „also wird wohl der da gemeint sein."

Und er wies auf mich. Ich machte einen langen Hals, las auf der Adresse meinen Namen, darüber gedruckt „Deutsche Dichterlaube, Berlin" und stieß einen Schrei aus und rief:

„Das ist mein Brief!"

Und griff nach dem Brief mit gieriger Hand.

„Da woll'n wir mal sehen! Da komm mal mit rein in die Stube!" sagte der Vater.

Ich zitterte vor Aufregung, ich schrie immerfort, das sei mein Brief, den wolle ich selbst haben, ich vergaß alle Angst und suchte dem Vater den Brief zu entreißen. Er hielt ihn fest, und als ich in der Stube abermals probierte, meinen Brief zu erhaschen, machte er eine Arm- und Handbewegung, durch die ich einige Meter beiseite geschoben wurde. Dann öffnete er den Brief und las halblaut:

An Herrn Paul Keller

Hochwohlgeboren

Arnsdorf, Kreis Schweidnitz, Schlesien.

Ihre zwei eingesandten Gedichte „Die Träne“ und die „Erinnerung“ haben unseren Beifall. Sie werden in einer der nächsten Nummer der „Dichterlaube“ erscheinen. Weitere Einsendungen sind uns willkommen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Die Redaktion der „Deutschen Dichterlaube“.

Ich schluchzte und ächzte, ich griff nach dem Wunderbriefe, und Tränen liefen mir übers Gesicht. Der Vater fragte, ob ich denn etwas da „hingeschickt“ hätte. Ich vermochte kaum, es zu bejahen. Da schob er den Brief wieder ins Kouvert und sagte: „Das hätte ich nicht gedacht!“

Einen hochwohlgeborenen Herrn Dichter“ durchzuhauen, wagte er nun nicht mehr. Er rief blos die Mutter, zeigte ihr den Brief und sprach leise mit ihr.

Endlich gab er mir den Brief und sagte:

„Na, da geh' zum Herrn Lehrer König und zeig' ihm den Brief, und dann kannst du zum Großvater gehen. Die Ziegeln wird jemand anders abkratzen.“

Wie in seligem Traum ging ich die Dorfstraße hinab. Der Bänisch Gustav und der Siegert Karl begegneten mir. Sie kamen vom Baden. Sie spotteten, daß ich meine Arbeit schon wieder beendet habe. Da zeigte ich ihnen stumm meinen Brief. Sie buchstabierten ihn durch und verstanden nicht viel davon, aber sie waren plötzlich stiller und gingen freundlich mit mir bis zur Schule.

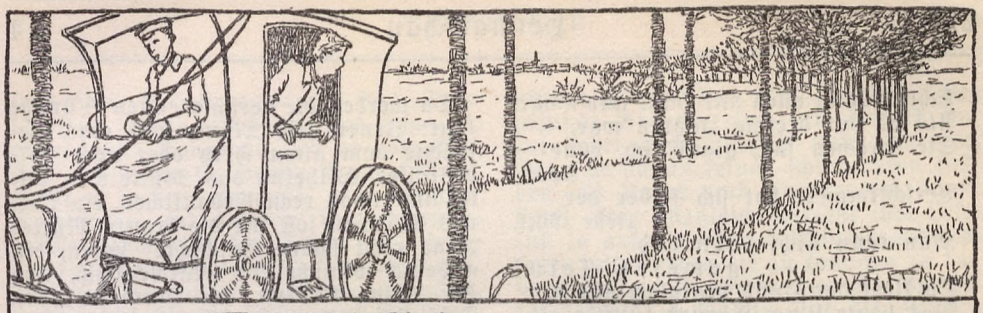
Der Lehrer König war ein junger Mann, der mir Privatstunden gab und dem ich viel freie, reiche Jugendentwickelung verdanke. Er war glücklich über seinen Schulbuben.

Am schönsten war s aber doch beim Großvater. Der alte Mtnn arbeitete auf seinem Felde.

„Großvater, denk amal an: von mir werden zwei Gedichte in Berlin gedruckt!“

Ich hielt ihm den Brief hin. Da wischte er sich erst die Hände ab, ehe er das weiße Papier nahm. Dann las er, und ein Leuchten brach aus den Augen unter den buschigen Brauen, und ein leises Pfeifen stieg wie eine goldene Melodie in die sommerliche Luft.

Ich aber legte mich glückselig auf den Feldrain und grub meine arbeitsmüden Hände ins weiche grüne Gras.



HEIMATSCHAV

Allgemeineres

Fastnacht

Georg Gustav Fülleborn, der allgemein geschätzte und beliebte Professor am Elisabethanum, dessen großes und vielseitiges Wissen uns höchste Bewunderung erregen muß, hat in dem von ihm redigierten „Breslauischen Erzähler" im Jahre 1802 selbstverfaßte „Fastnachtsschilder im Ton von Sebastian Brands Narrenschiff" veröffentlicht, die durch ihre gesunde Kritik wohltätig von den zahllosen literarischen Erzeugnissen jener für unseren Geschmack etwas süßlichen und kritiklosen Zeit abstechen und der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen:

Die ganze werte Menschenzunft,
Ein Mengsal von Unsinn und Vernunft,
Trägt überm Ohrenpaar bequem
Ein klingelnd Fastnachtsdiadem.
Ja, sprach die Stoa wohlbekannt,
Sowie der Narrenfährmann Brand:
Die Menschen, vom Glöckner bis zum Pfarrn,
Vom Lump zum König sind alle Narrn.

An die Schlesier:

Ihr lieben Schlesier insgesamt,
Die Ihr von wackeren Ahnen stammt,
Man rühmt von je an weit und breit
Der Schlesier echte Biederkeit;
Gut war't Ihr immer, fest und stark,
Trugt in den Knochen Löwenmark.
Gebt Ihr nun diesn alten Sinn
Für Pfiffigkeit und Possen hin,
Die Ehrlichkeit für höf'sche List —
So seid Ihr Narren, daß Ihr's wißt!
Verdient es, daß die Fremden noch
Euch schnipsen unters Nasenloch.
Traun, keinem Volke steht es fein,
Der fremden Narren Narr zu sein.
Wohl gaudern manche viel Gick und Gack,
Die Schlesier hätten keinen Geschmack,
Doch bleibt nur deshalb ungerührt:
Wer hat denn der Herren ihren plombiert?!

Die liebe Jugend.

Zwei Klassen heb' ich nur hervor,
Mit großen Schellen überm Ohr.
Die Weichlinge sind der eine Schwarm,
Keine Kraft im Fuß, kein Muskel im Arm,
Zur Arbeit ohne Lust und Mut,
Nach zwanzig Schritten ausgeruht,
Keine Stimm' im hohlen Halsbindkropf,
Kein Hirn im struppigen Schwedenkopf.
Kommt ihn'n ein Schürzebändlein nah,
Flugs ist ein Nervenfieber da.
Bei lustigen Schwänken sitzen sie kalt,
Als wären sie achtzig Jahre schon alt
Und säßen auf der Alpen Höh'
Mit bloßem H . . . . . n im ew'gen Schnee.
Die andern jungen Narren sind
Die Naseweisen Mutterkind,
Haben ihre Mäulchen immer dabei,
Sprechen von Kerls und Lumperei,
Lachen den Alten ins Gesicht,
Geben sich ein erschrecklich Gewicht,
Treten mit langen Pfeifen daher
Und schwerenotieren die Kreuz und die Quer.
Lernen sie nicht sich anders geberden,
Werden sie tüchtige Räkel werden.

Die Alten.

Alte Narren find' ich weit und breit,
Die immer schmäh'n auf jetzige Zeit.
Zu ihrer Zeit war alles baß:
Der Regen machte mit Eau de Luce naß,
Kein Jüngling war'n Narr, kein Alter ein Geck,
Man traf beständig den rechten Fleck.
Man handelte besser, man wußte mehr; —
Heut ist alles böse, dumm und leer,

Schlechter ist alles mit Haut und Haar,
Als es vor dreißig Jahren war,
Sie sprächen fast, glaub' ich, ohne Spott,
Verschlimmert hat sich selber der liebe Gott.
Man kann nicht sein und gewesen sein!
Da liegt der Hund begraben allein.
Was heute jung ist, wird künftig alt,
Und tadelt dann wieder die künftige Welt,
Auf Erden ist viele Mummerei,
Das vergeßt nicht und laßt's dabei!

Diese Verse sind auch jetzt noch modern, trotzdem mehr als 100 Jahre verflossen sind, seit Fülleborns regsamer Geist sie erdacht hat. Ja, es findet sich in ihnen mehr Wert und Gehalt, als in all unseren heutigen „Faschingsnummern". Sie rühren eben von einem Manne her, der Heimat und Landsleute liebte und der auch in drastischer, humorvoller Kritik Tieferes und Ernsteres zu sagen hatte. K. Obst.

Vom Lesen

Ein Abend in der Volksbücherei

Es ist ein düsterer Winternachmittag. Vor dem alten Schulhaus der Stadt steht ein Häuflein Menschen frierend und wartend beieinander: alte gebückte Weiblein, Greise und Kinder, alle mit Büchern unter dem Arm. Sie harren ungeduldig des Augenblickes, wo sich die Tür mit der Aufschrift „Städtische Volksbücherei" endlich öffnen wird. Da schlägt es vom Rathausturm 5 Uhr, und zugleich nähert sich schnellen Schrittes eine Frauengestalt, der schon von weitem ein frohes „Guten Abend, Fräulein," entgegentönt. Es ist die Bibliothekarin, bei Jung und Alt als „Bücherfräulein" bekannt. Sie schließt die Tür auf, macht Licht, und ihr nach strömt die ganze Gesellschaft in das große behaglich erwärmte Zimmer. Da steht in der Mitte, hell beleuchtet, ein großer mit Zeitungen und Zeitschriften bedeckter Tisch, Stühle rings darum, und ladet die zum Verweilen ein, die daheim kein ruhiges, warmes Plätzchen zum Lesen finden. Und neben dem Leseraume im Bücherzimmer stehen die hohen Regale von oben bis unten vollgepackt mit den Schätzen der Literatur, eine wahre Fundgrube für alle, die Belehrung oder auch nur Unterhaltung suchen.

Da werden die verschiedensten Wünsche laut: Jener alte Mann will eine Geschichte vom alten Fritz oder vom Heldenkaiser Wilhelm, das Mütterchen bittet um etwas recht Erbauliches, ein kleines Mädchen soll für die kranke Mutter „eine recht schöne Geschichte" holen, ein anderes wünscht ein Märchenbuch, und der kleine Knirps, der kaum auf den Tisch sehen kann, verlangt mit kecker Stimme: „eene Kriegsgeschichte fürn Vater." Das Bücherfräulein gibt jedem, was er haben will; für das Mütterchen macht's freilich Schwierigkeiten, denn dies Buch kennt sie schon, dieses ist zu groß und schwer, jenes aber zu klein und zu schnell durchstudiert, und das da hat doch gar zu schlechten Druck, das strengt die alten Augen zu sehr an. Endlich geht auch die Alte befriedigt von dannen.

Nun kommen andere: frische, kecke Backfische, die nach Romanen verlangen, „wo viel, aber sehr viel von Liebe drin vorkommt", junge Männer, Schüler der höheren Lehranstalten, welche wissenschaftliche Werke leihen, Damen und Herren aus der Gesellschaft, die den neuesten Moderoman zu lesen wünschen, Männer und Frauen aus dem Handwerkerstande, die am liebsten Gartenlaube und Daheim wählen, sie alle suchen und finden etwas nach ihrem Geschmack.

Es ist ein fortwährendes Kommen und Gehen der „gemischten Gesellschaft", die hier zusammentrifft. Die sozialen Unterschiede verschwinden. Die elegante Dame steht dicht neben dem schlichten Mann im Arbeitskittel, und der angesehene Beamte dünkt sich nicht zu vornehm, inmitten der Frauen und Kinder aus dem Volke zu warten, bis die Reihe an ihn kommt. Es ist oft nicht ganz leicht, Bücher und Menschen zusammenzubringen, wie sie zusammenpassen, aber die Uebung macht es, und wenn nur ein wenig Zeit ist, läßt sich die Bibliothekarin gern von ihren Besuchern erzählen, wie ihnen das letzte Buch gefallen hat, damit sie dadurch den Geschmack des einzelnen kennen lernt. Da heißt es wohl im gemütlichen Schlesisch: „Nee, Freilein, war doas aber schiene, gaben Se ock blus wieder a su a schienes Buch!" oder temperamentvoll: „Nee, ich war aber a su verbost über dan schlechten Moan, dan hätt' ich glei verpriegeln wulln!" Da ist unter anderen ein alter Mann, der gehört zur Garde der städtischen Straßenkehrer. Er ist ein Philo-

soph im Arbeitergewand. Am Tage schafft er fleißig mit Besen und Schaufel, abends und Sonntags liest er gute Bücher und seine treffenden Bemerkungen darüber geben Zeugnis von ernstem Nachdenken und innerer Verarbeitung.

Allmählich ebbt der Strom ab, denn die Zeit des Abendessens kommt heran. Nur einzeln nahen jetzt die Besucher, meist solche, die ein besonderes Anliegen haben: ein Jüngling verlangt verschämt einen „Briefsteller für Liebende", und ein Dienstmädchen möchte gern ein Traum- oder Punktierbüchlein haben, um die Zukunft zu ergründen. Solche begehrenswerte Schätze birgt nun freilich die Bibliothek nicht. Aber auch diese beiden gehen bald zwar ein wenig enttäuscht, aber doch einigermaßen zufriedengestellt, von dannen. Dann kommt eine gebeugte Alte, die will nicht nur ein Buch haben, sondern sie möchte auch ihr schweres Herz erleichtern, ihre Nöte und Sorgen der Bibliothekarin anvertrauen und womöglich Rat und Hilfe erbitten.

Wie dankbar sind diese Leute doch oft für das, was ihnen durch die Volksbücherei geboten wird, und in wie mannigfacher Art suchen sie es zu beweisen! Da ist ein Schlossergeselle, der mit seinen rauhen, arbeitsgewohnten Händen in seinen Mußestunden ein zierliches Bilderrähmchen anfertigt und es der Bibliothekarin als „Dank für die schönen Bücher" schenkt. Andere bringen Bücher für die Bibliothek oder lassen auf ihre Kosten schadhafte Werke neu einbinden. Eine arme Witwe, die nichts geben kann und sich doch gern erkenntlich zeigen möchte, kommt von Zeit zu Zeit mit Pinsel und Kleistertopf und bessert mit geschickten Fingern die kleineren Schäden an den Büchern aus.

Ist die Ruhepause der Abendmahlzeit vorüber, so beginnt bald ein neuer Ansturm. Da kommt es schon heran, ein ganzer Trupp, draußen vor dem Hause lärmend und tobend, drinnen aber ruhig und anständig: die jugendlichen Leser, die Lehrlinge im Alter zwischen 14 und 16. „Ach, Fräulein, bitte, mir einen Seeroman, mir eine Kriegsgeschichte, mir lieber eine Indianergeschichte, oder was von Räubern, was recht Abenteuerliches!" so tönt es durcheinander. Coopers alter, ewig junger Lederstrumpf und Der letzte Mohikaner, Gerstäckers und Mark Twains amerikanische Erzählungen, Sven Hedins Abenteuer in Tibet, Nansens und Swerdrups Nordpolreisen, ja selbst noch der kindliche Robinson Crusoe sind viel begehrt. Die gesunde Abenteuerlust der Jugend findet dabei Befriedigung, und wohl ihr, wenn sie sich an keinen schlimmeren Helden als Unkas und Chingagooch begeistert! Nur allzuleicht verfällt ihre Leselust ja auf die allzu bekannten Schunderzeugnisse, gegen die zu kämpfen zu den vornehmsten Aufgaben der Volksbücherei gehört. — Endlich sind die Jungen versorgt, und es kommen andere: junge Kaufleute, Handwerker und Arbeiter. Da ist ein junger Mensch. Als er das erstemal kam, wurde die Bibliothekarin vor ihm gewarnt, er sei wüst und roh, und in der Tat hatte er wenig Vertrauenerweckendes. Er verlangte grob nach Räubergeschichten. Die gab es allerdings nicht, aber er erhielt anderes, und mit der Zeit wandelte er sich. Jetzt kommt er höflich und bittet bescheiden und was wünscht er? Den „Gottsucher" von Rosegger.

So erlebt, wer aufmerkt, in der praktischen Büchereiarbeit oft genug die Goethesche Wahrheit: „Wohl ist es jedem eingeboren, daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt." — H. Aeuer.

Kunst und Kunstgewerbe

Weiser zur Kunst

Kunstanalysen aus neunzehn Jahrhunderten. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke. 2. verb. Aufl. 1910. Verlag von George Westermann in Braunschweig. Geb. 10 *M.*

Sehen und Erkennen. Von Prof. Dr. Paul Brandt. 1911. Verlag von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig. Geb. 5 *M.*

An kunstgeschichtlichen Lehr- und Handbüchern besteht in Deutschland kein Mangel, noch weniger an Spezialarbeiten zum wissenschaftlichen Gebrauch. Was bisher fehlte, waren Weiser zur Kunst, Handreichungen zum Erwerb kunstgeschichtlicher Kenntnisse und ästhetischer Grundbegriffe. Gewiß waren auch in dieser Richtung einzelne matte Vorstöße versucht worden, aber die in der Regel als „Einführung" oder „Anleitung" angepriesenen Früchte dieses tastenden Suchens stellten sich immer wieder als eine Aufschichtung abgenutzter Lobes- und Verdammungssprüche dar und vermochten eben wohl das anspruchslose Gemüt einer höheren Tochter in Schwingung zu versetzen, hielten aber den kunstfreudigen und genußfrohen Geist in ständiger

Unterernährung. Hier bot sich dem Dürerbund ein prächtiges Arbeitsfeld und seinen Bestrebungen, wie den lebenswarmen Schriften Lichtwarks, den glänzend geschriebenen, für die Verbreitung künstlerischen Genießens (bei aller Anfechtbarkeit im einzelnen) so wertvollen Werken Muthers, ist es in erster Linie zu danken, wenn sich hier eine Wandlung vollziehen konnte. Doch immer noch mangelte es an Büchern, die in übersichtlicher und zusammenfassender Form eine Einschau verstatteten in die bunte Welt der Farben und Formen, aus der Künstlerhände ihre Gaben der schaufreudigen Menschheit reichten. Noch immer fehlte es an Schriften, welche aus der Fülle des Stoffes das Charakteristische zu wählen und zu gruppieren verstanden, welche den Ideengehalt und die ästhetischen Grundlagen der Kunstwerke dem Verständnis und dem Genußvermögen des interessierten Laien nahezubringen wußten.

Und nun fügt es der Zufall, daß uns der Buchhandel fast gleichzeitig zwei Bücher beschert (davon das eine bereits in zweiter erweiterter Auflage), die beide dem gleichen Ziele, wenn auch auf ganz verschiedenen Wegen, zustreben, und die eben durch diese Getrenntheit und Selbständigkeit der Zielweisung sich auf das trefflichste ergänzen. Die Unterlage für den Text bietet in beiden Fällen ein sorgfältig zusammengestelltes reiches Bildermaterial, dessen Bedeutung bei Haendcke die zahlreichen ganzseitigen Beilagen erhöhen, während das Brandtsche Buch durch die doppelt so große Zahl der Illustrationen (415 Abbildungen) der unmittelbaren Anschauung einen breiten Raum beläßt. Beide Verfasser gehen stets vom Kunstwerke selbst aus. Während aber Haendcke sich auf die Kunst der christlichen Zeit beschränkt und, der Chronologie folgend, bestimmte charakteristische Erscheinungen zum Ausgangspunkt eingehender ästhetischer Betrachtungen wählt, verzichtet Brandt von vornherein auf die Einhaltung einer zeitlichen Reihenfolge. Ihm dient als oberstes Gesetz seines Schaffens der Vergleich. „Eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung" lautet so der Untertitel seines Buches. Darum stellt er bald verwandte Werke verschiedener Zeiten gegenüber, bald bildet er Entwicklungsreihen oder verfolgt formale Gesichtspunkte wie den Gruppenaufbau in Plastik und Malerei oder die Einordnung von Figuren in einen gegebenen Rahmen. Von größter Bedeutung für die Erschließung des Kunstverständnisses auf diesem Wege ist natürlich die leichte und schnelle Uebersehbarkeit des Vergleichsmaterials. Sie erreicht Brandt durch die Zusammendrängung des einer Textgruppe zugehörigen Anschauungsstoffes auf jeweils zwei mit einem Blick übersehbaren Seiten. Daß er dabei bis auf die vorgeschichtliche Zeit zurückgreift, macht ihm die Arbeit nicht leichter. Meist sind vier, zuweilen sogar sechs Abbildungen auf dieser Fläche vereinigt. Dabei ist die Auswahl und Unterbringung der Reproduktionen so geschickt getroffen, daß von Künstlerschöpfungen, die eine derart beträchtliche Verkleinerung ohne Schädigung des Gesamteindruckes nicht vertragen würden, nur stets zwei größere einander gegenübergestellt werden. Die Anordnung in Sachgruppen brachte naturgemäß ein immer erneutes Durchgehen der zeitlichen Folge mit sich. Um es nun dem Leser zu ermöglichen, sich, rückschauend, in knappem Rahmen ein Bild von dem Nacheinander der Entwickelung zu schaffen, ist dem Buche noch eine besondere Zeittafel angefügt. Ein ausführliches Register erleichtert zudem das schnelle Auffinden bestimmter Gegenstände. Bei Haendcke dient die sehr umfangreiche Inhaltsübersicht zugleich als Register und kurze Namenangaben mit dem Geburts- und Todesdatum darunter am breiten Außenrand des durch eine grüne Randleiste abgeschlossenen Satzspiegels bilden in der weißen Fläche für das Auge Ruhepunkte und Merkzeichen, die sich durch seine Vermittlung dem Gedächtnis dauernd einprägen und so das Notwendigste an kunstgeschichtlichem Zahlenwissen unaufdringlich, aber umso eindringlicher verbreiten. Weitere Vorteile der Arbeit Haendckes sind neben der schon erwähnten Reichhaltigkeit an ganz- und doppelseitigen Tafeln die gelegentliche Beigabe von Farbendrucken und die ausgedehntere Berücksichtigung der modernen Kunst, der diese Beseitigung der Autotypievorherrschaft ganz besonders zu statten kommt. Wenn hier wie dort Künstlernamen nicht vertreten sind, die mancher ungern vermissen wird (wie beispielsweise Andrea Mantegna bei Brandt oder Ludwig Richter bei Haendcke), so erklärt sich das aus der Anlage des Ganzen, die Beschränkung um der Vertiefung willen und Hervorstellung eines einen aus der Fülle des Typischen und Gleichguten verlangt.

Daß sich dabei die zwei kunsterzieherisch so bedeutsamen Bücher, wie schon erwähnt, in ihrem Wert nicht einander aufheben, sondern praktisch ergänzen, zeigt, um nur ein Beispiel herauszugreifen, der Signorelli gewidmete Abschnitt. Beide Verfasser knüpfen ihre Betrachtungen an die berühmten Fresken des Domes von Orvieto. Während aber Brandt zur bildlichen Wiedergabe die „Auferstehung der Seligen" wählt, bringt Haendcke die Gruppe der Verdammten zur Schau. — Der Gewinn aus dieser Addition fällt unverkürzt dem Leser zu. Dr. W. F. Sch.

Liegnitzer Musikleben

In der Konzertchronik des „Liegnitzer Musikvereins" verzeichnen die letzten Jahre u. a. die ehrenvollen Aufführungen von Felix Woyrsch's „Totentanz" und Georg Schumanns „Ruth". Nach zwei Konzerten kleineren Stils in diesem Winter folgte als drittes die sorgfältigst vorbereitete Aufführung von Hektor Berlioz' „Fausts Verdammung". Die Aufführung entsprach den hoch gespannten Erwartungen und fünf Stunden, so genußreich, daß sie noch lange in der Erinnerung lebendig bleiben werden. Von vornherein muß gesagt werden, daß, als Seele und Triebkraft des ganzen großen Werkes, der Dirigent Konrad Schulz sich höchstes Verdienst erwarb, begründet in begeisterter, sorgfältigster Vorarbeit bei der Schulung des Chores und vor allem in seltener Hingabe und innigstem Einleben in das Werk, in alle seine Reize und Leidenschaftlichkeiten. Diese Musik, farbenreich, packend, zart, hinreißend, spiegelt die Natur ihres Meisters. Sagt doch Berlioz, der Feuergeist, der Impulsive, Originelle, Exentrische, selbst von sich: Die vorherrschenden Eigenschaften meiner Musik sind der leidenschaftliche Ausdruck, das innere Feuer, der rhythmische Zug, das Ungewöhnliche, Ueberraschende. — Mit jugendlichem Feuer und sicherer Umsicht leitete der Dirigent den Musikkörper. Die Chöre zeichneten sich aus durch Fülle und besonders durch Schönheit des Tones, klaren Vortrag, feine Nüanzierung, Reinheit und treffliche, abgeglichene Führung der Melodien. Gleich glücklich waren die Leistungen der Solisten (Gretchen: Großh. Sächs. Kammersängerin Selma von Scheidt-Weimar, Faust: Kgl. Bayr. Hofopernsänger Dr. Paul Kuhn-München, Mephisto: Oberregisseur Kammersängre Albert Fischer-Sondershausen). Auch vom Orchester (das verstärkte Künstlerorchester der Breslauer Philharmonie), das würdig dem Chor zur Seite stand, ist mit vollem Beifall zu reden. Es sei besonders des rhythmisch prächtigen Rakoczymarsches gedacht.

Die Liegnitzer Musikfreunde, die regsten Anteil nahmen, zollten stürmischen Beifall den Ausführenden wie dem Werke. C M Sch

Bismarckdenkmal Bingerbrück

Am Rhein soll ein Bismarck-Nationaldenkmal errichtet werden. Das Ergebnis des Wettbewerbes um Entwürfe dazu liegt jetzt vor. Das Preisgericht hat empfohlen, folgende in die engere Wahl gelangte, aber nicht gekrönte Arbeiten anzukaufen: 1. von Paul Baumgarten und Adolf Amberg (Berlin), 2. Hans Poelzig und Th. v. Goosen (Breslau), 3. K. Burger und W. Kirchbauer (Aachen), 4. Pechstein, Schmidt und Wünsche (Berlin), 5. W. Kreis (Düsseldorf).

Den ersten Preis erhielten: Professor Hermann Hahn, Bildhauer in München, und Prof. Hermann Bestelmeyer, Architekt in Dresden, den zweiten: Gesamtentwurf und Architektur von Regierungsbaumeister Architekt A. Fischer, Plastik von W. Kniebe (Düsseldorf). Die Verfasser von zehn Entwürfen erhielten „Entschädigungen" von je 2000 Mark.

Die graphischen Künste im Dienste des Privatmannes

Im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums zu Breslau befand sich im Januar eine interessante Ausstellung von Bildpostkarten aller Zeiten und Länder, von Festeinladungen, Neujahrs- und Geburtstagsgratulationen, Visitenkarten u. a. m. Zur Eröffnung dieser Sammlung hielt am 13. Dr. Hans Sachs-Berlin einen Vortrag über das Thema „Die graphischen Künste im Dienste des Privatmannes". Es sind jetzt 50 Jahre, daß Kaspar Braun und der unvergessene Humorist Wilhelm Busch auf Karten in Holzschnitt kleine Malereien anbrachten. Die Neuerung fand freundliche Aufnahme und bürgerte sich namentlich auf Gratulationskarten ein. Der Gebrauch der Neujahrsglückwünsche stammt schon aus dem Altertum. Zu Friedrichs des Großen Zeit wurden in den Eisengießereien Tablette mit Glückwünschen gefertigt und als Neujahrs-

und Erinnerungsgruß versandt. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden in Berlin Karten mit niedlichen Szenen aus dem Berliner Leben in den Handel gebracht. Um 1830 begann die Luxuskleinkunst sich zu entwickeln, leider mit ihr zugleich Stil- und Geschmacklosigkeit. Nur aus Wiener Werkstätten gelangten Karten in künstlerischer Ausführung in den Handel. Um den Ruhm, die Bildpostkarte erfunden und eingeführt zu haben, streiten sich zwei Vertreter der graphischen Kunst, die beide den Namen Schwarz tragen. Die Frage nach dem ersten Hersteller dürfte ungelöst bleiben. Sicher ist es, daß solche Karten bald nach der Einführung der Postkarte unter Generalpostmeister Stephan in Verkehr kamen und daß schon im deutsch-französischen Kriege Karten mit Darstellungen von Kriegsszenen nach Deutschland gelangten. In den letzten zwanzig Jahren lebte die Bildpostkartenindustrie ganz überraschend auf. Zwei Dinge förderten ihre Verbreitung: Die Erfindung des Bromsilberverfahrens in der Photographie und der Sammeleifer der jungen Mädchen. Seitdem gibt es kein Gebiet des aktuellen Lebens, keine Landschaft, kein Ereignis, das nicht auf der Bildpostkarte festgehalten würde. In Deutschland werden jetzt jährlich über eine Milliarde Bildpostkarten umgesetzt, ebenso viel werden exportiert. Wirkliche künstlerische und ästhetische Bildpostkarten sind gegen die Unzahl von wert- und geschmacklosen Karten weit im Rückstand geblieben. Den Gipfel der Geschmacklosigkeit bedeuten die sogenannten Konfektionskarten, auf denen Glimmer, Haare, Glas, Moos und ähnliche Dinge verwendet werden. Ganz zu kurz gekommen sind humoristische Bildkarten. Die Wiener Künstlerschaft liefert noch heute die besten Bildpostkarten. Im Auslande steht in der künstlerischen Produktion Rußland an der Spitze. Ideal-Landschaften sind dem Künstler Paul Hey zu danken. Amerika ist dagegen der Abnehmer der gedankenlosesten und überladensten Ware.

Noch auffallender als bei den Bildpostkarten macht sich die Geschmack- und Stillosigkeit bei „Menu"-Karten geltend. Die reizenden Tiervignetten, von berufener Künstlerhand geschaffen, fanden geringen Anklang; schwer zu erklären sind die halbentblößten Frauengestalten auf dem Titel von „Diner"-Einladungen. Ein fast vergessenes Gebiet der graphischen Kunst ist die Visitenkarte. Ihr gaben Ende des 18. Jahrhunderts Künstler wie Fragonard anmutigen Schmuck. Bald aber zogen auch hier üble Geschmacklosigkeiten ein, von denen man gegenwärtig noch Proben genug kennen lernt. Bei der Visitenkarte sollte das unpersönliche Moment nicht vergessen werden. Einfache, klare Schrift auf unauffälligem Karton ist ein Haupterfordernis zum Beweis eines guten Geschmacks. Bei Briefpapier sind Verzierungen höchstens bei Bogen für die vertrautere Familienkorrespondenz angemessen.

A E S

Die „Schlesischen Spitzenschulen" zu Hirschberg erhielten einen Auftrag der Kaiserin zu einem Courschleier für die Kronprinzessin. Der Schleier, dessen Länge gegen 2 Meter, dessen Breite gegen 90 Zentimeter betragen soll, wird nach einem alten, im Besitz der Kaiserin befindlichen Schleier in Applikation gefertigt. Die einzelnen Blätter und Blüten werden auf Brüsseler Tüll aufgenäht. — Die Wanderausstellung der im Deutschen Verein für schlesische Spitzenkunst vereinigten Firmen findet in den west- und miteldeutschen Städten lebhaften Beifall.

Heimatpflege

Landfest

Im Februarheft des „Heimgartens" erzählt Peter Rosegger: Nach langem besuchte ich wieder einmal den Tomabauern in der Kraxen. Wir sagen „Vetter" zueinander, warum, das weiß ich nicht. Die Bäuerin trug mir eine Schüssel Milch auf, der Bauer schnitt Brot hinein und sagte: „Ban uns will halt der Kaffee deutsch nit braun werdn." — „Der weiße ist eh gesünder," entgegnete ich und löffelte Milch. — „Und wohlfeiler," sagte der Toma. Es geht noch ganz altmodisch her auf diesem einschichtigen Waldhof. Volle Ställe und volle Truhen und die erwachsenen Kinder sind willige und billige Dienstboten. — „Also wie geht's immer, Vetter Toma?" fragte ich brauchshalber. — „Auf der besseren Seiten nix nutz, Vetter Peter." Die Redensart ist wenigstens dreihundert Jahre alt und wird angewendet in guten wie in schlechten Zeiten. — Als ich aufstand, ging der Toma mit mir über das Feld hinaus. „Han di eh schon amal wölln hoamsuchen," ge-

stand er, „ein guatn Rat kunnt ih brauchen." Das war die Einleitung und dann redete er weiter — ganz still anfangs, als sollten es die Korndeckel nicht hören dürfen, die hin und hin standen. Und kam noch verwunderlich bald zur Hauptsache. „Denk dir's, Vetter, ih hau um tausend Gulden zviel Geld. Und die möcht ih aufhebn, guat aufhebn. Hörst, und da is mir eingfalln, ein Preis kunnt ih stiften damit, für meine Nachfahrer, daß sie mir beim Hof bleibn in derer Zeit, wo alles laufend wird. Und das tat ich mir so denken: „Ich leg jetzt tausend Gulden in die Sparkassa und laß sie hundert Jahr drin liegn, mit der Gschrift, daß sie nicht ehenter aufgehebt werden dürfn. Und nachher in hundert Jahren, wenn noch ein Nachfahrer von mir da ist, ein Urenkel oder so was, und er sitzt noch aufm Tomahof, so soll das ganze Kapital mit Zins und Zinseszins sein eigen sein." — „Weißt, Toma, was das für ein Haufen wär nach hundert Jahren?" — „Ih hans schon ausgrait't," schmunzelte er; so um die vierzig Tausend herum!" Schier geheimnisvoll zischelte er mir's ins Ohr, das durften sie schon gar nicht wissen, die strohenen Korndeckeln dort, daß einmal ein so schwerer Reichtum auf diesen Hof soll kommen. Sonst heben sie vor Uebermut zu tanzen an und bledern das ganze Körndel aus. Dann erklärte es mir der Alte näher. Er wolle mit dieser Aussicht, daß nach hundert Jahren für einen „Nachfahrer" ein Vermögen von vierzigtausend Gulden zu beheben sei, seine Familie auf dem Tomahof festnageln. Und jetzt sollte ich meine Meinung darüber sagen. — „Ich hab keine, Vetter, ich hab keine. Da müßte man sehr darüber nachdenken, ob's überhaupt geht und was es für Möglichkeiten haben könnte. Weißt, ich will einen gescheiten Mann fragen, der sich in solchen Geldsachen auskennt. Wenn du nichts dagegen hast." — „Is mir recht, Vetter, wenn d fragst. Aber mein Nam tua nit nenna. s braucht's neamd z wissn, daß s noh an Bauern gibt, der um tausend Guldn zviel hat."

Den Namen habe ich also geändert. So frage ich laut hin, ob das ginge. Und wie das wäre, wenn einer mit tausend Gulden seinen Nachkommen nach hundert Jahren ein großes Vermögen sichern könnte. Für den Fall, daß bis dahin keine Nachkommen vorhanden wären oder der Tomahof gar nicht mehr dastünde, würde mein Vetter das Vermögen dem Vaterland vermachen. — Was soll ich ihm raten?

Glatzer Redensarten und Sprüche

Die Monatsschrift „Das Glatzer Bergland" gibt in ihrem Januarheft eine hübsche Zusammenstellung von Redensarten und Sprüchen des Glatzer Volkes, die H. Paul gesammelt hat. Eine hübsche Lautmalerei hat der Spruch: „Wenn a Oarmes sterbt, joammert 's Sterbegläckla: Lemta-Hösla, Lemta-Hösla (Lemt = Leinwand)! Sterbt a Reiches, do klengt's: Soammt oan Seide, Soammt oan Seide!" — Als weitere Proben seien angeführt: 's hot halt ibroal woas, woas a Himmel hält. — — Du kemmst mr groade of'm rechticha Räne (Raine) rei! — — 's roicht nooch Loita, 's is nemme weit eis Doarf. — — Dam is wol a Flug iber de Laber gehoppt? — — A is wonderbarlich (schlecht gelaunt) wie äne Spenne. — — Dam hoa iech oaber a Hoafer oagekaft! — — Wenn de wellst vom ganza Doarfe a gruß Packla Schande kriecha, mußte beim Pfoarrn 's Ufbieta bestella; wenn de wellst gruß Loob hoan, mußte eis Groas beißa.

Jahresversammlung der Provinzialabteilung Schlesien des Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege

(Schluß des im Heft 9 begonnenen Berichts.)

Frau Gräfin F. zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld auf Oberschönfeld Kr. Bunzlau sprach in liebenswürdiger, gewinnender Weise über „Landpflegeschwestern". Sie gab ein Bild der bisherigen Tätigkeit des Landpflegeverbandes, dem sie vorsteht, und schilderte eingehend Plan und Einrichtung ihrer staatlich anerkannten Lehranstalt für Landpflegeschwestern in Oberschönfeld, die am 1. April 1911 ins Leben treten wird. Die Tätigkeit der Landpflegeschwestern erfordert sachgemäße Ausbildung des Nachwuchses (Krankenpflege, Jugendfürsorge, Kleinkinderschule, Hauswirtschaftliches aller Art) in einer besonderen Anstalt. In Oberschönfeld sollen zunächst 10 Schülerinnen aufgenommen werden, im Alter zwischen 20 und 30 Jahren. Gefordert wird Gesundheit und gute allgemeine Vorbildung. Der Lehrgang umfaßt 44 Wochen; er wird durch eine Abschlußprüfung beendet, an die sich ein Jahr staatlicher Ausbildung für die Kranken-

pflege anschließt. Die Ausbildung faßt zielbewußt die Bedürfnisse des kleinen Mannes, des armen Stellenbesitzers ins Auge. — Chefarzt Dr. H. Weicker-Görbersdorf wies auf die Helferinnenkurse hin, die er in seiner Volksheilstätte nach westfälischem Muster eingerichtet hat. Hier werden geeignete Kräfte in einigen Wochen so weit vorgebildet, daß sie überlastete Landpflegeschwestern unterstützen und so dem Mangel an Kräften steuern helfen können. Der Redner empfahl, ähnliche Kurse in den Landsanatorien, z. B. in den vier Heilstätten der Landesversicherungsanstalt in Schlesien, einzurichten.

Landrat v. Zastrow-Falkenberg sprach über Gasthausreform: Das Gasthaus ist nächst Schule und Kirche der Kulturmittelpunkt des Dorfes, der Gastwirt daher von großem Einfluß im Guten und im Argen. „Das Reformgasthaus" ist nicht das „alkoholfreie". Es soll aber eine gemeinnützige Einrichtung sein. Der für uns beste Weg ist in Pommern erprobt worden, mit gutem Erfolg. Der „Verein für Gasthausreform" begann dort 1907 mit einem Gasthaus für 20 000 *M* und hat jetzt 20, besonders in ländlichen Orten. Der Gastwirt ist Angestellter der gemeinnützigen Gesellschaft, mit einem Gehalt von 800 bis 1000 *M* und einem Anteil von 20 Prozent an allem Erlös, nur nicht an dem von alkoholischen Getränken. Trinkzwang besteht nicht. Der Schankraum für alkoholische Getränke ist von dem für alkoholfreie getrennt. Eine kaufmännische Zentrale versorgt den Bedarf; für den Verkauf von Waren anderer Herkunft ist eine hohe Konventionalstrafe festgesetzt. Es besteht eine Kontrolle gegen geheime Abschlüsse, etwa mit Brauereien. Als Wirte haben sich Militäranwärter schlecht, Kaufleute dagegen gut bewährt. Wichtig ist die Verbindung mit einem Kolonialwarengeschäft, das gute Ware auch auf dem Lande abgibt; eine Schädigung der bestehenden Geschäfte kann nach den bisherigen Erfahrungen ausgeschaltet werden. Das Gasthaus soll Versammlungsräume für Wohlfahrts- und Bildungsvereine, etwa auch für die Fortbildungsschule, enthalten; das ganze Versammlungsleben könnte hier, ohne Trinkzwang, zentralisiert werden; die Diakonissin könnte im Hause wohnen, usw. — Von den Beispielen sei eins angeführt: da kamen ⅔ vom Umsatz auf den Kramladen, vom Rest ⅔ auf Bier und Schnaps, ⅓ auf alkoholfreie Getränke (die sonst ja gar keine Rolle spielen); in einem anderen Dorfe soll seit dem Bestehen des Reformgasthauses der Schnapsverbrauch um die Hälfte gesunken sein. — Im Anschluß an die Pommersche Zentrale bestehen im Kreise Namslau zwei solche Reformgasthäuser; in Falkenberg begründet Landrat v. Zastrow eine Gesellschaft m. b. H. *)

Als letzter Redner forderte der Vorsitzende des Schlesischen Bundes für Heimatschutz, Universitätsprofessor Dr. Sies-Breslau, in zündenden Worten auf, für die Ziele des Bundes einzutreten.

Im zweiten geschäftlichen Teile der Tagung erstattete zunächst der Geschäftsführer, Landrat von Brockhusen in Grünberg den Jahres- und Kassenbericht, Landwirtschaftslehrer Tiffert in Brieg den Bibliotheksbericht. Aus dem Jahresbericht sei das Folgende kurz erwähnt:

Die Provinzialabteilung will vor allem werbend und fördernd im Dienste der ländlichen Wohlfahrts- und Heimatpflege wirken und ihren tätigen Mitgliedern Berater und Helfer sein. Sie gibt zu diesem Zwecke Monatsblätter „Stimmen aus der Arbeit" heraus, welche über praktische Wohlfahrtsarbeit berichten. Außerdem steht den Mitgliedern eine einschlägige Bibliothek kostenfrei zur Verfügung, über deren rege Benutzung erfreulicherweise der Bibliothekar Tiffert berichten konnte. Es war auch der Provinzialabteilung möglich, in zahlreichen Fällen Referenten und Material für Vorträge zu vermitteln bezw. zur Verfügung zu stellen. Die Versammlung billigte schließlich die in der Vorstandssitzung am 22. März 1910 gefaßten Beschlüsse.

---

*) Wir weisen im Anschluß an diesen Bericht auf den frischen, anregenden Aufsatz von H. Häfker „Meine Herren Gastwirte" hin, der im Gesundbrunnenkalender für 1911 abgedruckt ist.

Herr Landrat v. Zastrow stellte uns das Manuskript seines Vortrages freundlich zur Verfügung. Wir freuen uns sehr, durch dessen Abdruck, der in einem der nächsten Hefte erfolgen wird, auch unserseits ein wenig zur Förderung einer Sache beitragen zu können, die für unsere Kultur von höchster Bedeutung ist.

Heimatschutz

Brücken.

Zu unseren Bildern.

(Aufnahmen vom Verfasser.)

Es ist eine der bedeutendsten und wichtigsten Aufgaben der Baukunst, in das Bild der Landschaft und der Städte oder Dörfer jene Bauglieder einzufügen, die berufen sind, den Verkehr über Gräben und hemmende Gewässer hinwegzutragen: die Brücken.

In der großen Kette all der Dinge, mit denen die Kulturarbeiten der Menschen ein Land überspannt, stellen die Brücken die wichtigsten Vermittler dar, sie haben eine fast symbolische Bedeutung und werden fast immer an Plätzen gebraucht, die Brennpunkte des Verkehrs sind; man braucht nur an die großen Brücken berühmter alter Landstraßen zu denken, um sich das deutlich zu machen.

So ist es nicht mehr als recht und billig, daß die tüchtigsten Baumeister dazu berufen werden, gute Brücken zu bauen, und daß sie ihre Aufgabe mit viel Sorgfalt und Liebe zu lösen versuchen.

Betrachten wir nur die alten steinernen Brücken unserer Heimat!

Die kleine Nepomuck-Brücke zu Grüssau ist gewiß eine der bescheidensten unter den schlesischen Brücken, schon weil sie ein so unbedeutendes Wasser überspannt. Dennoch ist alles getan, um sie zu einem harmonisch in die Landschaft hineinwachsenden Gebilde zu formen. Das leichte An- und Abschwellen wirkt wie ein freundliches Hinneigen und Anschmiegen an die Ufer und sichert der Gestalt des Brückenheiligen das wirkungsvolle Aufragen an hoher Stelle; die farbigen Schlußsteine und der Eisbrecher, einfacher Ausdruck konstruktiver Funktionen, sitzen am rechten Fleck. Ist der Nepomuck an sich etwas kleiner geraten, so wirkt dadurch die Brücke größer.

Anders die Brücke zu Freiburg. Hier ist für Schmuck gar nichts getan. Was der Zweck aber erforderte, ist mit solchem Kraftüberschuß an gutem Mauerwerk geleistet worden, daß die Brücke ausdrucksvoll und befriedigend mächtig über das Flußbett schwingt.

Und nun die neuen Brücken?

Ich habe nicht die Absicht, unsere technisch herrlichen Eisenkonstruktionen an sich zu verdammen und den Bau schwerer Steinbrücken für unsere Zeit allgemein zu fordern. Man kann auch eisernen Brücken Größe nicht absprechen, und ich bin überzeugt, daß man einst aus technisch notwendigen und logischen Konstruktionsformen etwas Schönes entwickeln und entfalten wird. Aber der Weg zur Schönheit wird eben durch das Konstruktive über es hinausführen, und nicht darum herum. Mit Bemänteln und Betakeln ist's nicht getan.

Welchen Sinn haben die Spitzen auf den Laternen, die Zieraten auf dem Schild mit der interessanten Aufschrift „Dombrücke" und das in gepreßtem Blech imitierte Ziegeldach über diesem Schilde — wen erfreuen all diese Herrlichkeiten auf unserer Abbildung 3, die leider den Eingang zur herrlichen Breslauer Dominsel wahrheitsgetreu darstellt? Wo ist die schlichte Schönheit hin, die der „alten" Dombrücke in all ihrer Schmucklosigkeit innewohnte?*)

Nun die Brücke in Görlitz — mußte denn gerade durchaus diese Konstruktion an diesem Platze gewählt werden! Hier, wo es galt, den Blick auf ein in Einzelheiten vielleicht unbedeutendes, im großen Aufbau aber höchst fesselndes Stadtbild freizuhalten, durchkreuzt ein Spinn-

*) Das Bild der „Dombrücke, wie sie war", stellte uns der Kunstwart freundlich aus seinem ersten Februarheft zur Verfügung. Avenarius sagt zu den Bildern der alten und der neuen Dombrücke: „Ungewöhnlich interessant erscheint mir die Gegenüberstellung der Dombrücke wie sie war und wie sie ist. Sieht man nicht aus dem Bilde der neuen Brücke ordentlich den Stolz leuchten, wie herrlich weit man's nun gebracht? Nun? Damals! Schon heute würde man diese Brücke schwerlich bauen — sie wirkt auf uns Heutige altmodisch, veraltet, ja: lächerlich, und unter unseren Lesern ist wohl keiner, der zweifeln würde, ob er die ehemalige oder die heutige Dombrücke ästhetisch höher bewerten sollte. Die neue, ein in jeder Hinsicht geschmackloser Bau, der sich aufputzt und spreizt: seht, was ich alles Schönes habe, die alte ein ganz schlichter Sachbau — und doch: wieviel schöner ist die alte! Es wird nie was Gutes daraus, wenn man einem Zweckbau die Schönheit von außen ankleben will. Es gibt nur eine Sicherung vor dem Aus der Mode-Kommen: sich nach allen ihrem Zierkram gar nicht zu richten, überhaupt nicht zu putzen, sondern aus der Sache heraus zu gestalten.

netz schmaler und breiter Eisen die Aussicht — hier, wo es galt, der hohen Kirche mit ihren vorherrschenden Senkrechten im Vordergrunde reizvoll kontrastierende Wagerechte entgegenzustellen, läßt man die zu Türmchen aufgeputzten Steinpfeiler in eine Konkurrenz mit den Formen der Kirche treten, die für die Pfeiler schlecht ausgeht, zugleich aber grelle Töne in das sonst harmonische Stadtbild schmettert!

Es bedarf wohl neben der Gegenüberstellung dieser Bilder nicht mehr vieler Worte, um mehr Ruhe, mehr Bescheidenheit, mehr Sachlichkeit für moderne Brücken zu fordern. Mit den wahrhaft modernen ist's ja schon um vieles besser als mit den Brücken, die wir hier als Gegenbeispiele zeigen müssen.

Gustav Wolf.

Vom Brieger Piastenschloß

schreibt die „Schlesische Zeitung": Unter den schlesischen Baudenkmälern der Renaissance steht das Brieger Piastenschloß mit dem erhalten gebliebenen prunkvollen Torbau in erster Reihe. Herzog Friedrich II. begann 1544 den Neubau des Schlosses, den sein Nachfolger Georg II. (1547) in großartigerem Maßstabe weiterführte und im wesentlichen zu Ende führte. Die Rundfiguren des letztgenannten fürstlichen Bauherrn und seiner Gemahlin Barbara nehmen den hervorragenden Platz zu beiden Seiten des Wappenschildes über dem großen Torbogen ein, ein sinnvolles Denkmal der Verbindung zwischen den Piasten und Hohenzollern. Nach dem Aussterben der Piasten, unter österreichischer Herrschaft verwahrloste der Fürstensitz. Bei der Beschießung der Stadt Brieg durch Friedrich den Großen im ersten Schlesischen Kriege vom 27. April bis 1. Mai 1741 ging der stolze Bau in Flammen auf und wesentliche Teile wurden völlig vernichtet. Namentlich die Hofanlage der an vornehmer und zugleich festlicher Wirkung kaum eine zweite diesseits der Alpen aus jener Zeit an die Seite gestellt werden kann, fiel der Kriegsfurie zum Opfer. Von den Gebäudeflügeln, die den Hof ehemals umrahmten, ist der eingeschossige Nordflügel ganz, der Westflügel bis auf zwei Achsen verschwunden. Von den dreigeschossigen Süd- und Ostflügeln sind fast nur die kahlen Mauern erhalten. Von den Säulenhallen, die in drei Stockwerken übereinander den Hof umsäumten, sind nur Bruchstücke des Erdgeschosses in der Südost- und Südwestecke nebst den zugehörigen Treppenaufgängen auf uns gekommen, allerdings Bruchstücke, die in ihrer seltenen Schönheit uns das Verlorene doppelt schmerzlich vermissen lassen. Auch in den sonst schlichten Hofwänden sitzen noch zahlreiche, reichgegliederte Architekturteile als Reste der früheren Hallengänge.

Auf Befehl Friedrichs II. fand 1742/43 eine „Aptierung des Briegischen Schlosses zum Proviant- und Salzmagazin" statt. Vor dem Donner der Kanonen mußten die Künste schweigen. Die Militärverwaltung hat nun das Innere des Bauwerkes völlig ausgeweidet und mit Holzeinbauten für Magazinzwecke ausgestattet. Dem militärischen Bedürfnis sind im Innern alle dekorativen Teile der oberen Geschosse zum Opfer gefallen. Nur die Reste eines wenig bedeutenden Marmorkamins sind im Ostflügel vorhanden. Dagegen weist der nach der Oder zu gelegene Flügel drei mit Spiegelgewölben und Stichkappen überdeckte Räume auf, die in ursprünglicher Architektur erhalten sind. Sie haben bei stattlicher Höhe und verhältnismäßig reicher Gliederung so schöne Verhältnisse, wie man sie sonst „aus dem nach dieser Richtung höchst anspruchslosen 16. Jahrhundert auf deutschem Boden nicht oft antrifft." Die Einzelheiten der Gliederungen, sowohl die Sandsteintürgerüste als auch die angetragene Mörteldekoration der Decken, sind jedoch etwas derb und nicht von der Feinheit der Formen des Torbaues. Diese Erdgeschoßräume dienten zu Verwaltungszwecken. Hier lag die Rentkammer, die Kanzlei und das Archivgewölbe. Im südlichsten Raume war ein kleineres Gemach, wohl als herzoglicher Privatraum nachträglich abgetrennt. In ihm hatte der Herzog Joachim Friedrich seinen Stammbaum mit farbigen Brustbildern auf die Wände aufmalen lassen. Der größte dieser Räume ist durch später eingezogene Wände in mehrere Teile zerlegt. Das Gewölbe ist baufällig und wird nur durch Absteifung vor dem Einsturz bewahrt. Während die oberen Geschosse zur Aufnahme von Körnerfrucht verwendet werden, sind die beschriebenen Erdgeschoßräume bis zur Decke mit Stroh angefüllt.

So sehr man das Schicksal und die noch andauernd wenig würdige Verwendung des ehemaligen Herrschersitzes bedauern muß, so darf man nicht übersehen, daß diese Verwendung das zur Ruine gewordene Gebäude vor weiterem Verfall

schützte. Denn der Militärfiskus hat das Gebäude, soweit das für seine Zwecke nötig war, in angemessenem Zustande gehalten. Aber heute, wo größere Wohlhabenheit über die kümmerlichen Aushilfsmittel bedrängter Kriegs- und Notzeiten hinweghebt, wo sich in weiten Kreisen das Verständnis für die Schönheit der alten Denkmäler und unsere Pflichten ihnen gegenüber verbreitet hat, erscheint die Herabwürdigung des Brieger Schlosses zum Magazin nicht mehr erträglich. Schon seit langem regen sich in Brieg und in der ganzen Provinz immer lauter die Stimmen, die auf Abhilfe dringen. In letzter Zeit sind nun Bemühungen in diesem Sinne eingeleitet worden. Die Militärverwaltung ist geneigt, ein anderes Magazin in Brieg zu errichten, so daß sie die Räume des Ost- und Südflügels im Schlosse später nicht mehr brauchen wird. Es handelt sich nun darum, daß der Bau unter angemessener Abfindung des Militärfiskus für andere Benutzung gewonnen wird. Dabei ist in Frage gekommen, die Erdgeschoßräume des Oderflügels zur Aufnahme des neugegründeten Brieger Heimatsmuseums zu verwenden. Für die mächtigen Räume der oberen Geschosse ist die Errichtung eines großen städtischen Gesellschaftssaales mit zugehörigen Nebenräumen aller Art in Anregung gebracht worden. Die Vorschläge haben in Brieg Anklang und, was wichtiger ist, offene Hände gefunden. Wie die Erfahrung lehrt, ergibt sich die beste Erhaltung eines Bauwerks aus sachgemäßer Benutzung. Man könnte es daher nur freudig begrüßen, wenn es gelänge, die nicht zu unterschätzenden finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden und den wertvollen Bau einer neuzeitlichen Verwendung zuzuführen, mit der schädigende Eingriffe in die wichtigeren Teile des Vorhandenen nicht verbunden sind. An dem Gewinn wäre nicht nur die Stadt Brieg, sondern die ganze Provinz beteiligt. Selbstverständlich kann es sich bei diesen Plänen zu einer würdigeren Verwendung des Schlosses nicht um eine romantische Rekonstruktion der zerstörten Teile handeln. Diese wird schon wegen der gewaltigen Kosten auszuscheiden sein, abgesehen davon, daß ausreichende Anhalte zu einer richtigen Wiederherstellung fehlen. Wie in den meisten ähnlichen Fällen besteht die zu lösende Aufgabe darin, ein Kompromiß zu finden, durch das bei möglichster Erhaltung der Altertumswerte neues Leben aus den Ruinen erblühen kann. L B

Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege

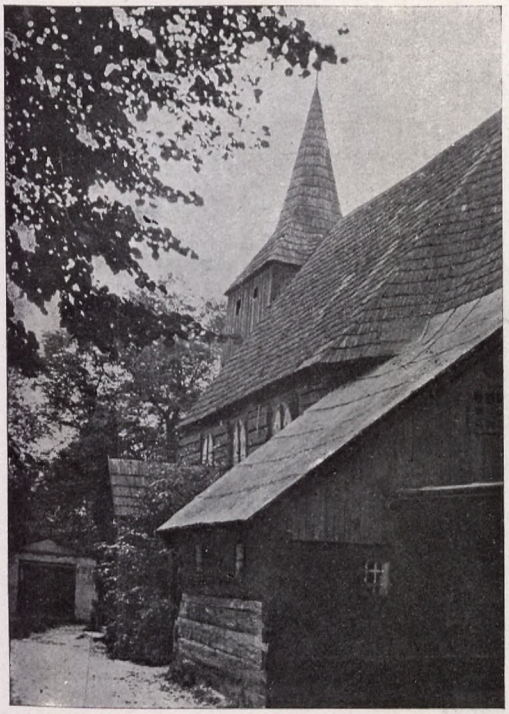
Bisher war Danzig der Sitz der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Am 3. Februar ist sie in ihre neuen Räume in Berlin, Grunewaldstraße 6/7 (im alten botanischen Museum), eingezogen. Bei der feierlichen Uebergabe an den verdienstvollen Leiter, Geheimrat Prof. Dr. Conwentz, waren zahlreiche Vertreter von Provinzial- und Ortsvereinen für Naturdenkmalpflege und viele Vertreter wissenschaftlicher Institute, namentlich aus Berlin, zugegen. Nachmittags und am folgenden Tage fanden Besprechungen der 24 anwesenden Geschäftsführer von Provinzial- und Ortskomitees statt. Die Verhandlungsgegenstände waren vor allem: Organisationsfragen, Inventarisation der Naturdenkmäler und „Naturdenkmalpflege und Lehrbücher".

Der Großberliner Waldgürtel

Seit längerer Zeit bringen die Zeitungen öfters Nachrichten über den „Zweckverband" zur Sicherung eines Wiesen- und Waldringes für Großberlin. In anderen Millionenstädten (Paris, London, Wien) ist man seit vielen Jahren planmäßig auf die Erhaltung eines solchen „Reservates" bedacht, der für die körperliche und seelische Wohlfahrt der Großstadtmenschheit schon heute und noch viel mehr in naher Zukunft von höchster Bedeutung ist. Für Berlin liegen die Dinge augenblicklich so: Der ursprüngliche Plan, nach dem der Forstfiskus die Waldgebiete, die erhalten werden müssen, den beteiligten Gemeinden *in Pacht* geben sollte, ist aufgegeben worden. Statt der von 30 zu 30 Jahren laufenden Pachtverträge, in denen die Pachtsumme gleich dem Zins des Kapitals bestimmt werden sollte, das dem Wert der Wälder jeweils entsprach, will die Regierung nun den *Verkauf* der Gebiete. Es handelt sich um 11 200 Hektar (44 800 Morgen), die 178 Millionen Mark kosten sollen (durchschnittlich also 1,59 Mk. für das Quadratmeter). Für die Bestimmung dieses Preises wurde angenommen, daß nicht der volle Bestand, sondern nur reichlich zwei Drittel davon (8000 Hektar) unter allen Umständen als Dauerwald erhalten bleiben müsse. Damit der Verkauf zum Abschluß kommen kann und eine entscheidende Körperschaft für alle damit zusammenhängenden Fragen geschaffen wird, soll ein „*Zweckverband Großber-*

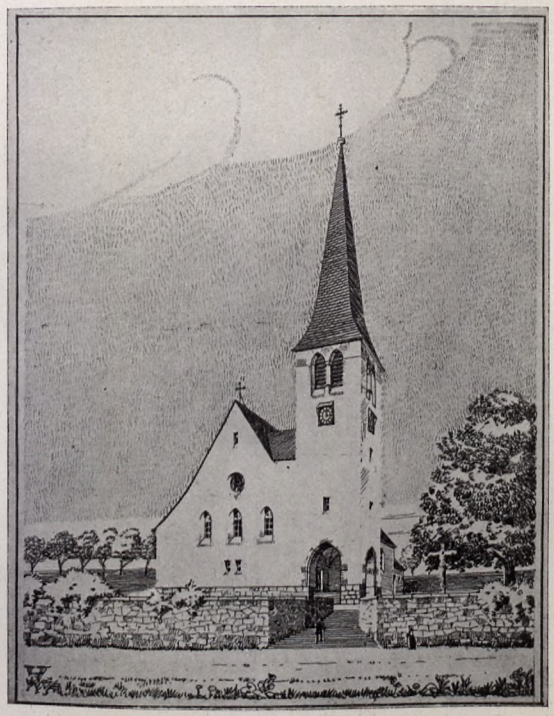
lin" begründet werden. Solche Verbände sind nach dem geltenden Gesetz im größten Teile Preußens für Landgemeinden gestattet. Für den vorliegenden Fall, in dem es sich um Städte handelt, ist im Ministerium des Innern ein Gesetzentwurf ausgearbeitet worden, der in der Presse und im Landtag besprochen wird. Nach dem Entwurf vereinigen sich die Stadt Berlin und die benachbarten Gemeinden zur Förderung gemeinsamer öffentlicher Angelegenheiten; es bildet sich nach Art des Londoner Grafschaftsrates für Großberlin ein Organ, dessen Aufgaben sind: 1. die öffentlichen Einrichtungen zur Personenbeförderung zu regeln (Konzessionen, Tarife, Führung der Linien, Kauf usw.), 2. den Bebauungsplan festzusetzen und bei der Ausarbeitung einer Bauordnung für das Gebiet des Verbandes gutachtlich mitzuwirken, 3. größere Flächen (Wiesen, Wälder, Parkgebiete, Schmuck-, Spiel- und Sportplätze usw.) zu erwerben, auszugestalten und zu erhalten. T Z

Begründer u. Verleger: Dr. O. Reier, Hirschberg; Schriftleiter: R. Henseling, Breslau, Lessingstr. 19.
Verantwortlich: der Schriftleiter.
Druck der Schlesischen Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H., Hirschberg i. Schles.



Die alte Holzkirche zu Polnisch-Krawarn

Die neue Kirche — wie sie ist



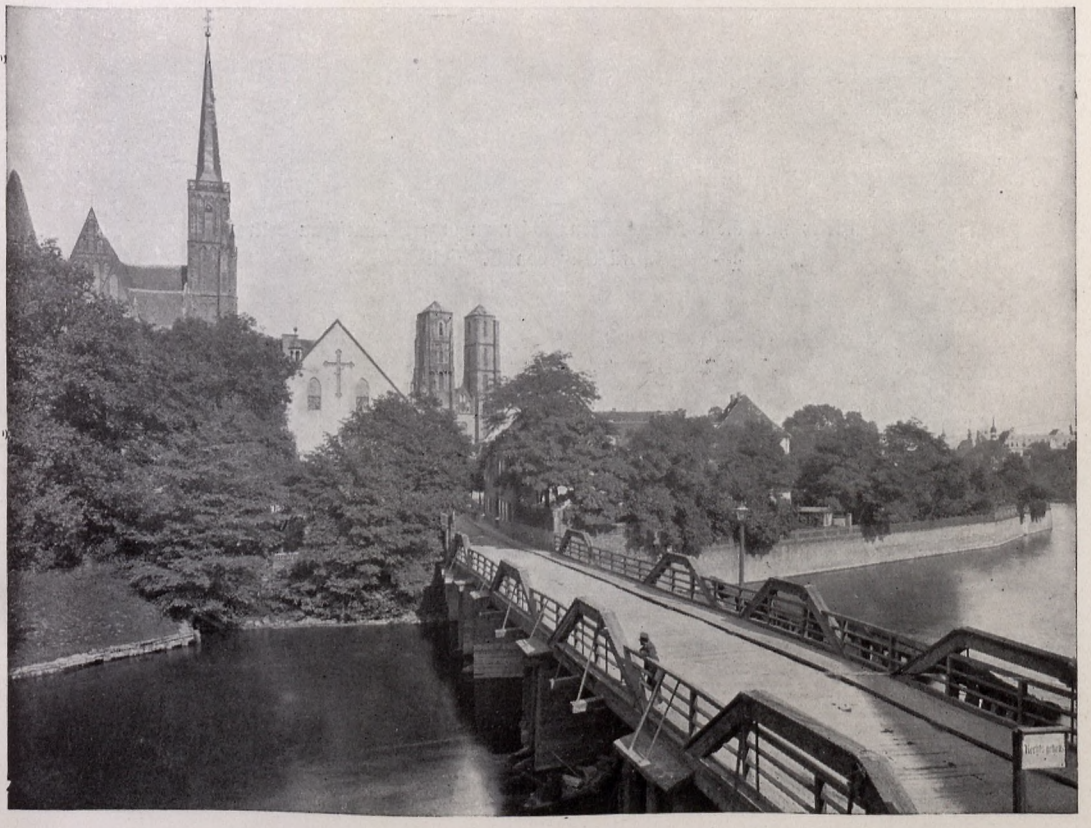
Die neue Kirche — wie sie hätte werden können
(Entwurf von Baurat Grosser, Breslau)

Drei Kirchenbilder aus Polnisch-Krawarn

Brücke in Freiburg (Schlesien)

Brücke in Grüssau

Die Dombrücke in Breslau (Gegenbeispiel)



Die Dombrücke in Breslau — wie sie war (aus dem Kunstwart)

Brücke in Görlitz (Gegenbeispiel)

Dieses und die vorangehenden Bilder zu dem Heimatschau-Beitrag „Brücken" von G. Wolf